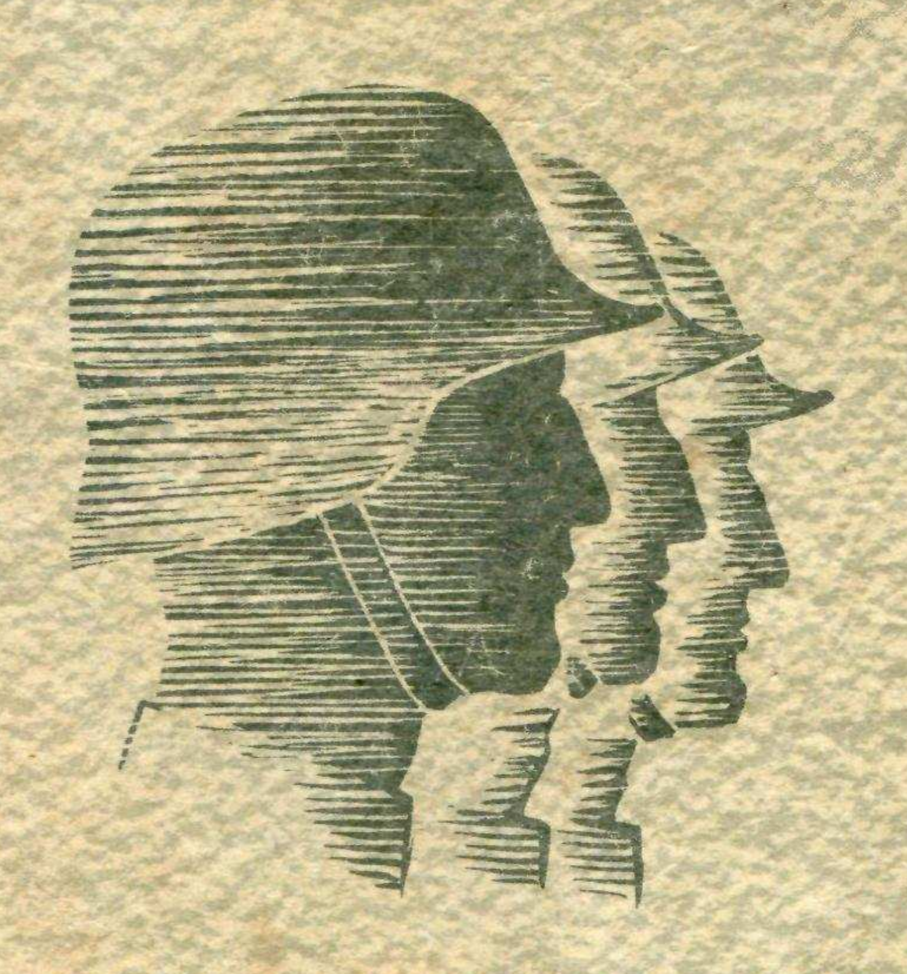
HELMUT MÜLLER



Der erste Jahrgang

hm

Helmut Müller

DER ERSTE JAHRGANG

Verlag Dr. von Arnim & Co. / Berlin

1943

Satz, Druck und Bindearbeiten von Gustav Gerstenberger
Chemnitz

Zeichnungen von Willi Keil, Berlin

Einband von Horst Michel, Berlin

VORWORT

Der vorliegende Bericht einer zweijährigen Friedensdienstzeit soll kein lustiges Buch vom „fröhlichen Kommiß“ sein; auch die Schilderung wilder Abenteuer war nicht beabsichtigt. Mir lag nur daran, den soldatischen Gehalt zweier Jahre wiederzugeben.

Meine Dienstzeit war durch die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und den Neuaufbau der Wehrmacht gekennzeichnet. Zwar war fast die Hälfte von uns freiwillig gekommen, aber als wir loszogen, war es im Bewußtsein unserer Generation noch keineswegs selbstverständlich, zwei Jahre Soldatendienst zu leisten, und es war damals eine Seltenheit, zumal in der Großstadt, einem jungen Mann zu begegnen, der schon einmal den grauen Rock angehabt hatte. So war unser Erlebnis neuartig und lag noch abseits von Selbstverständlichkeit und Alltäglichkeit.

Inzwischen ist Krieg geworden, und ich hatte das Glück, sein Element im Rußland-Feldzug kennenzulernen. Für mich wurde der soldatische Gehalt jener zwei Jahre nicht bedeutungslos, sondern draußen im Kampf zutiefst bestätigt. Dies ist der Grund, warum ich es wage, diesen Bericht einer Friedensdienstzeit jetzt mitten im Kriege herauszugeben. Zugleich läßt es mich hoffen, daß auch der Leser, der die Schlachtfelder betreten hat, in diesen Blättern etwas findet, das ihn anspricht.

Helmut Müller

Januar 1943.

VORSPIEL

Es waren sehr verschiedene Gründe, die mich zu einer freiwilligen Meldung zum Heeresdienst veranlaßten. Neben praktischen und beruflichen Erwägungen, die durchaus mitsprachen, war das Verlangen nach Waffenausbildung und militärischer Unterweisung sehr stark. Ich hatte mich von Jugend auf für alles Militärische begeistert und fühlte mich nun geradezu verpflichtet, das Soldatenhandwerk kennenzulernen. Allerdings leugne ich nicht, daß mir mehr der Gedanke einer Wissenserweiterung vorschwebte und ich zu tief in den Büchern steckte, um das Soldatische und Kriegerische selbst zu suchen. So gern ich mich auch am Schreibtisch mit militärischen Dingen befaßte, so bereitete mir doch bereits der Gedanke an den Abschied von der Großstadt ein gewisses Unbehagen. Ich schob meinen Entschluß lange auf und hatte immer noch dieses und jenes Bedenken, ehe ich am 10. März 1935 mein Gesuch auf der damaligen Reichswehrwerbestelle in Tempelhof abgab und mich darauf einrichtete, am 1. April Soldat zu werden.

Die große Politik machte mir unversehens einen Strich durch meine Rechnung. Am 16. März wurde die allgemeine Wehrpflicht verkündet und

der Einstellungstermin in den Herbst verlegt. Ich mußte noch ein halbes Jahr warten, wurde im Sommer gemustert und bekam Ende September meinen Gestellungsbefehl, der mich zum 31. Oktober nach F. zu einem Kraftradschützenbataillon beorderte. Ich war wehrpflichtig geworden und hatte durch mein langes Zögern den ehrenvollen Vorzug, als Freiwilliger zu dienen, eingebüßt. Trotzdem habe ich mich stets als Freiwilliger gefühlt, und dieses Gefühl der Freiwilligkeit hat mich auch später vieles leichter ertragen lassen.

Man hatte mir schon oft vom „Kommiß" erzählt; ich hatte auch vieles gelesen: Erbauliches, Heiteres und dazwischen auch manches, das für einen zivilen Verstand unverständlich und für ein ziviles Gemüt ungemütlich war. Aber trotzdem nahm ich mir vor, alles Erfahrene zu vergessen, mir keinerlei Vorstellungen zu machen, „wie es werden würde", sondern alles zivile Gepäck für ein Jahr abzulegen. Jegliche Bücher und selbst jedes Schreibzeug ließ ich zu Hause und begab mich ohne Begleitung zum Stettiner Bahnhof, wo wir uns um 6 Uhr melden mußten.

Auf dem Bahnhofsvorplatz war eine große Menschenmenge versammelt, lauter junge Leute, die von ihren Verwandten und Bekannten begleitet waren und die berühmten Pappkartons bei sich trugen. Punkt 6 Uhr mußten wir antreten. Man verlas Namen, stellte Fehlende fest und teilte uns zum Bahntransport in Abteilungen ein. Dann trat ein älterer Offizier vor die Front, dem man ansah, daß er den Krieg mitgemacht hatte, und

hielt eine kurze Ansprache, in der er besonders darauf hinwies, daß wir der erste Jahrgang seit Kriegsende seien, der zu den Waffen gerufen würde. So kurz diese Ansprache war, so schlecht man sie auch verstand, mir ist sie noch lange im Gedächtnis geblieben: hier wurden wir zum ersten Male als Soldaten angesprochen.

Unser Zug sollte erst in einigen Stunden abgehen, während deren wir im Wartesaal zu sitzen hatten und uns von altgedienten Leuten das Verschen erzählen ließen:

Die Hälfte seines Lebens
Wartet der Soldat vergebens . . .

Unter den Klängen der Kapelle des Wachregiments und unter lautem Singen der Kameraden fuhren wir endlich los. In unserem Abteil bildete sich schnell eine vertrauliche Atmosphäre: die einen spielten Skat, andere tauschten Zigaretten und begannen, die kommenden Ereignisse zu besprechen; in der Ecke hatte sich einer zum Schlafen zurechtgesetzt.

„Das eine Jahr geht auch rum“, meinte mein Nachbar, „den Kopf werden sie uns schon nicht abreißen.“

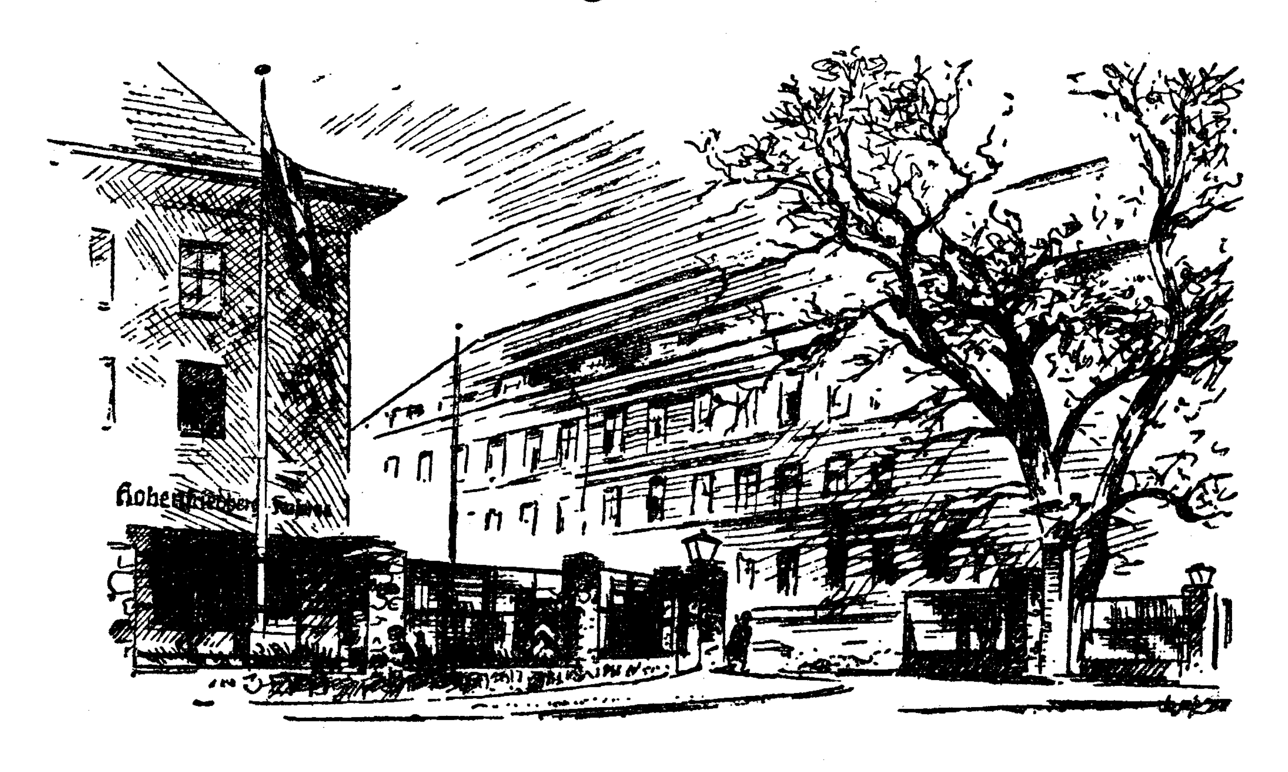
Sein Gegenüber runzelte die Stirne leicht:

„Du wirst froh sein, wenn Du erst wieder bei Muttern bist, warte nur“, sagte er mit wissendem Lächeln.

„Ach was, ich freue mich, daß ich mal rauskomme und was sehe von der Welt. Bei Muttern bin ich noch lange genug.“

Auch in F. war Musik auf dem Bahnhof. Wir mußten in Marschkolonne antreten und marschier-

ten dann das erste Mal durch das Städtchen, das für die nächste Zeit unser Heimatort sein sollte. Unser Weg führte sehr bald aus der Stadtgrenze heraus und einen recht langen und unangenehmen Berg hinan. Der Koffer wurde schwer, und selbst der leichte Zivilhut begann zu drücken. Nach drei-



viertelstündigem Marsch machten wir Halt und schienen am Ziele angelangt zu sein. Wer von uns hier Kasernenbauten vermutet hatte, wurde allerdings bitter enttäuscht. Wir standen inmitten eines riesigen Bauplatzes, aus dem man nicht im entferntesten die Umrisse der künftigen Anlage ablesen konnte. Nur ein paar dürftige Baracken standen umher. Wir sahen uns verdutzt an:

„Das kann ja nett werden. Wollen die uns alle hier unterbringen?" seufzten die Kleingläubigen.

„Mensch, det sieht ja aus wie unser Wochenendhäuschen", spotteten die Unentwegten. Ich mußte an die Worte des Offiziers denken:

„. . . seid Euch stets bewußt, daß Ihr der erste Jahrgang seit Kriegsende seid . . .“

Und in der Tat! Wir waren die Ersten, das sollten wir noch zur Genüge in den nächsten Wochen und Monaten erfahren.

Auf dem Platz, der zwischen der Baustelle und den Baracken freigelassen war, mußten wir antreten, die Offiziere kamen und musterten uns mit prüfenden Blicken. Ein Leutnant teilte uns den Kompanien zu und ließ uns dann sofort zum Essen führen. Wir hatten alle ein seltsames Gefühl, als wir hier zum erstenmal Essen faßten in dem Bewußtsein, bei dieser Küche für 12 Monate zum Mittagstisch verpflichtet zu sein. Doch der Hunger und die Spannung, wo man uns jetzt wohl hinstoppen würde, ließen keine Gefühlsduselei aufkommen.

Ich war der fünften Kompanie zugeteilt worden und mußte sogleich nach dem Essen wieder antreten. Während die Kameraden anderer Kompanien schon Betten umhertrugen, Schränke vorbeischleppten, Kaffeekannen auswuschen und sich mehr oder weniger häuslich in den Baracken einzurichten begannen, standen wir noch auf dem Hof und erwarteten unsere Verwendung. Plötzlich verbreitete sich bei uns das Gerücht, daß wir nicht hierblieben, sondern nach W. kommen sollten. Und in der Tat — nach zwei- bis dreistündigem Warten führte man uns zusammen mit der 1. und 3. Kompanie zur Straße zurück, wo wir in kleinen Abteilungen in Lastkraftwagen verladen wurden. Wir kamen hier zum ersten

Male mit unseren Vorgesetzten zusammen, allerdings noch ohne die geringste Ahnung von dem Respekt, den wir ihnen schuldig gewesen wären. Wir waren nur sehr erstaunt, lauter blaue Uniformen vor uns zu sehen. Nicht ein einziger „Grauer" war unter denen, die die Wagen, die wir Berliner sofort als alte „Überfaller" wiedererkannten, führten. Einer von den Fahrern — ein Unteroffizier — rief uns zu, als wir schon aufgesessen waren:

„Wer ist Autoschlosser?"

„Hier!" antwortete eine Berliner Stimme.

„Los, runter! Den Wagen andrehen! Der will nicht anspringen!"

Mit einem Satz ist der Berliner unten und hat schon die Motorhaube geöffnet:

„Na, Mensch, zieh mal die Starterklappe. Dann wird er ooch anspringen!" ruft er dem Unteroffizier zu und sitzt schon wieder oben.

„Du scheinst ja was weg zu haben", schreit der ihm nach, „aber der richtige militärische Benimm fehlt dir noch. Doch das wirste bald lernen!" Dabei lächelt er seinen Kameraden verschmitzt zu.

In W. diente als Kaserne ein altes Schulgebäude, dessen Räume und Gänge verschieden groß, aber gleichmäßig eng und winklig waren. In den Stuben lagen durchschnittlich 12—14 Mann; einige größere, in denen die Betten „dreistöckig" aufgestellt waren, mußten sogar 50—60 Mann aufnehmen. Ich hatte zunächst das Glück, einer kleineren Stube zugeteilt zu werden, die trotz ihrer Fülle einen wohnlichen Eindruck machte.

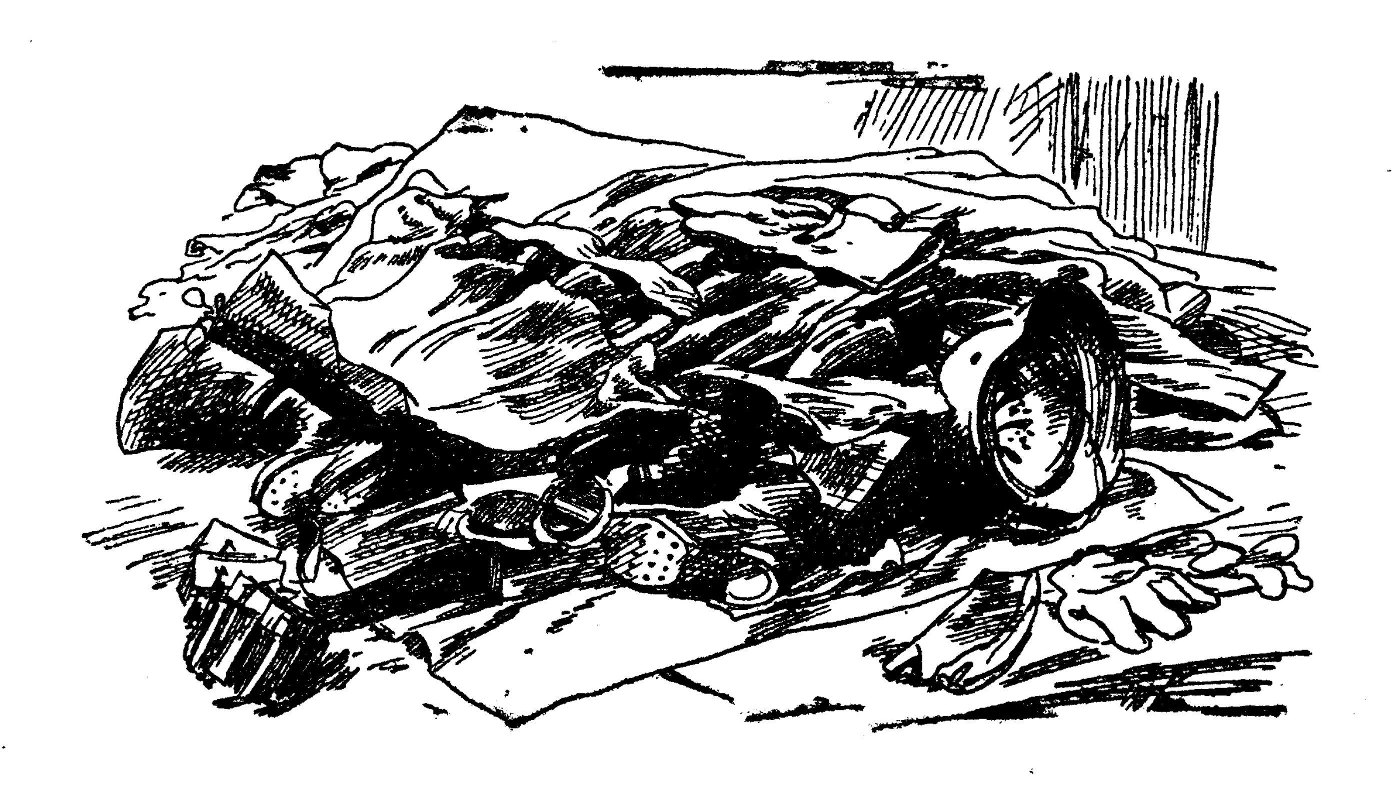
Wir hatten kaum unsere Sachen abgelegt, als uns unser Stubenältester eine Ansprache hielt:

„Mal herhören! Ich heiße Gefreiter Liebenow.“ Er wiederholte den Namen. „Sie müssen immer an Liebe denken, dann wird es schon richtig“, fuhr er dann fort. „Ich bin hier Stubenältester und damit Euer Vorgesetzter. Sie werden ja schon gehört haben, daß beim Militär die Vorgesetzten mit dem Dienstgrad und der dritten Person angesprochen werden.“ Und dann erklärte er sofort unterrichtsmäßig die militärische Anrede. Er sprach sehr gespreizt und ging wie ein Pfau vor uns auf und ab, so daß er recht komisch wirkte. Doch lag in seiner Stimme und in seinen Gebärden etwas Bestimmtes, das uns verriet, daß er entschlossen war, sich durchzusetzen, und so grinsten wir uns nur verstohlen an, wenn uns sein Blick gerade nicht traf. Außer ihm wohnte noch ein zweiter Gefreiter auf unserer Stube, der ruhiger und hilfreicher war als sein Kamerad und daher von uns mit Fragen bestürmt wurde.

Sehr schnell kam der Abend heran, der von jetzt an für uns nur noch bis 21 Uhr dauern sollte. Wir hörten zum ersten Male das Locken und den Zapfenstreich und erwarteten dann mit gemischten Gefühlen den Unteroffizier vom Dienst. Es war klar, daß er die ganze Stube durcheinanderbrachte. Das erste war, daß er uns befahl, uns in den Betten aufzustellen, um kontrollieren zu können, ob wir etwa Turnhosen anhätten. Diese Szene frappierte mich unwillkürlich. Der Unteroffizier im Dienstanzug und Stahlhelm und die

nur mit einem Nachthemd bekleideten Kameraden stellten einen Gegensatz dar, der neuartig genug für mich war. Nachthemd und Stahlhelm waren Dinge, die für mich zwei völlig verschiedenen Welten angehörten und an deren Zusammentreffen an einem Orte ich bisher noch nicht gedacht hatte.

Nachdem der Unteroffizier vom Dienst uns verlassen hatte und das Licht gelöscht war, schlief ich sehr bald ein — — um die ersten militärischen Eindrücke reicher, doch ohne über sie nachzudenken.



REKRUT

Bei dem Empfang unserer Sachen erwies es sich als vorteilhaft, daß wir zum ersten Jahrgang gehörten: wir erhielten neue Stiefel, neues Lederzeug, neue Wäsche und — — sehr viel später allerdings — — neue graue Garnituren. Unser erster Dienst bestand daher im Schwärzen und Putzen unserer Ledersachen, was nach den Aussagen unserer Vorgesetzten eine Kunst für sich sei, die man erst nach langer Dienstzeit und ausdauernder Übung erlernen könne. Mir sagte diese Tätigkeit wenig zu: ich brannte darauf, Waffen zu bekommen und mit ihnen ausgebildet zu werden. Doch mußte ich mich noch gedulden.

Zur Rekrutenausbildung wurden die Korporalschaften und Stubenbelegschaften neu eingeteilt,

wobei ich mit vielen Kameraden zur Stube 109 „umziehen“ mußte. So ein „Umzug“ geht hier höchst einfach vonstatten: man legt seine spärliche Habe auf's Bett, macht aus dem Laken ein Bündel, das man auf den Rücken nimmt und davonträgt. Unser damaliger Umzug wurde nur dadurch erschwert, daß wir noch ohne jede Übung waren und außerdem ungefähr 80 Mann unter Aufsicht und Führung zu gleicher Zeit ihre Betten wechselten. Wir kamen schließlich unter, und ich konnte mich sogar rühmen, nichts von meinen Utensilien verloren zu haben.

Auf Stube 109 lagen rund 45 Mann und 4 Gefreite, die das schwere Amt hatten, auf Ordnung und Sauberkeit zu sehen. Wegen der Größe und Fülle des Raumes wurden zum Stubendienst stets 6 Mann eingeteilt, die eine halbe Stunde vor Zapfenstreich ihre Arbeit aufnahmen, weshalb wir übrigen bereits um ½9 Uhr im Bett sein mußten. Oftmals schaffte aber nach Meinung des U. v. D. auch dieses große Aufgebot nicht die „totale Säuberung“, die eben verlangt wurde, und so kam es vor, daß wir morgens eine Stunde vor dem Wecken großes Stubenreinigen veranstalteten — zur Übung, sagten unsere Vorgesetzten.

Schwierig war hier auch das Aufstehen. Ich hatte mein Bett nahe am Ausgang, mein Schrank stand aber an der der Tür entgegengesetzten Wand. Wenn der U. v. D. morgens die Stube betrat, das Licht anknipste und sein „Aufstehen“ in unseren Schlaf brüllte, mußten wir mit Blitzesschnelle zu unseren Schränken eilen. Da jedoch

die Gänge zwischen den Betten so eng waren, daß kaum einer dazwischen stehen konnte, mußte der, der unten schlief, immer Angst haben, daß ihm der Obere gleich auf den Rücken sprang. Der Obere wiederum mußte erst Ausschau halten, ob seine Kameraden vom Parterre schon draußen waren. So gab es vor dem Bett stets ein Knäuel und ein Hängen zwischen Himmel und Erde, bei dem man sehr schnell wach wurde.

Unsere eigentliche Rekrutenausbildung fing am Montag an. Sie begann zunächst ruhig mit einer Stunde Unterricht über Dienstgradabzeichen und wurde dann auf dem Hofe fortgesetzt. Dieser Hof war sehr groß; auf zwei Seiten wurde er von Straßen begrenzt, nur durch einen Gartenzaun von ihnen getrennt; die dritte Seite wurde von der Kaserne gebildet, während an der vierten Seite ein Schleppdach für Fahrzeuge stand. Unsere Kompanie war von Beginn an an der dem Schleppdache abgewandten Seite des Hofes. Trotzdem blieb der Schuppen das ewige Ziel unserer Abteilungen. Bereits am ersten Vormittage statteten wir ihm eine Reihe von Besuchen ab, bei denen wir uns nur leider nie aufhalten durften. Denn unsere Gruppenführer hatten es stets sehr eilig mit uns und taten ganz so, als ob sie uns zu Olympialäufern ausbilden wollten.

Mag sein, daß mir das Tragen der hohen Stiefel zu ungewohnt oder überhaupt die dauernde Bewegung während mehrerer Stunden neu war, dieser erste Vormittag hatte mir einen

solchen Schrecken in die Glieder gejagt, daß ich geradezu Angst bekam, als wir nachmittags erneut zur infanteristischen Ausbildung antraten. Doch bereits nach einigen Tagen hatte sich wenigstens mein Körper an den Dienst gewöhnt, und es blieb höchstens ein Muskelkater übrig, wenn es mal „besonders heiß hergegangen war". Doch damit war der Krieg noch nicht gewonnen. Nun begann der Kampf gegen die Weichheit und gegen den „Zivilisten" in uns.

Langsam, aber unaufhaltsam wurden wir in den Organismus und Mechanismus einer militärischen Formation eingespannt. Was sich am ersten Tage durch Unwissenheit entschuldigte, wurde anderntags schon zur „Schlappheit", die einem ausgetrieben werden mußte. Schwierig war die Gewöhnung an die ständige Abhängigkeit von einem Befehl, an die dauernde Bereitschaft, einen erhaltenen Befehl schnell und exakt auszuführen. Das Schwierigste war, unter dem Zwang zu stehen, sich zu den verschiedenen Handlungen nur ganz bestimmter Formen zu bedienen, ja sich überhaupt nur in vorgeschriebenen Grenzen bewegen zu dürfen. Neu und gänzlich ungewohnt war für uns die Strenge des Abstandes, der zwischen Unteroffizier und Mannschaft im Dienst innegehalten wurde. Hier gab es kein „Verhandeln", kein „Reden", hier wurde befohlen, gehorcht, gemeldet, ersucht, befohlen und wieder gehorcht. So sehr man scheinbar darauf ausging, unseren Eigenwillen und unsere Besonderheit zu beseitigen, so sehr härtete man uns jedoch. Wir hatten

Kameraden, die mehr als einmal in den ersten Wochen Tränen vergossen, wenn sie auf dem Kasernenhof hart angefaßt wurden. Als sie ein Jahr Soldat waren, überstanden sie selbst das ärgste Strafexerzieren in bester Haltung. Aber auch der Durchschnitt gewöhnte sich daran, daß außergewöhnliche Dinge von ihm verlangt wurden und vor allem, daß es bei Preußens nichts gab, was „nicht geht".

Groß war die Verschiedenartigkeit, mit der die Kameraden die soldatische Form annahmen, und reizvoll die Gelegenheiten zu beobachten, bei denen das Zivile wieder ganz von ihnen Besitz ergriff. Einmal wurde während des Waffenreinigens Post auf den Stuben verteilt. Auch Clausen erhielt ein Päckchen, das er sofort öffnete. Unbeachtet von den Kameraden entnahm er ihm ein Buch, dessen Titel ihn entzückte. Er schlug es auf, und mit dem Ausruf: „Ach, ist das nett: Morgenstern!" ließ er sich nieder und las. Schnell hatte er sich eine Zigarette angezündet und begann ganz einfach ein Gedicht nach dem anderen vorzulesen. Die Kameraden lachten nur, und bald erschien der aufsichtshabende Unteroffizier und bereitete der Lesestunde ein bitteres Ende.

Übrigens waren unsere Ausbilder ebenso bunt zusammengesetzt wie wir. Zwei Monate vor unserem Eintreffen erst waren sie als Polizisten, als Reiter, Infanteristen, Pioniere und kaum einer als Kraftfahrer aus allen militärischen Himmelsrichtungen zusammengekommen, um hier ein neues Bataillon aufzustellen, von dessen Zu-

sammensetzung und Kampfesweise sie selbst bei unserer Ankunft kaum etwas wußten.

An Offizieren herrschte beim Bataillon ein ausgesprochener Mangel. Unsere Kompanie als die stärkste hatte deren zwei und damit die meisten Offiziere. Da kurz nach unserem Eintritt der Leutnant durch einen Verkehrsunfall ans Bett gefesselt war und auch der Hauptmann dem Dienst einige Zeit fernbleiben mußte, bekamen wir tagelang keine Offiziere zu Gesicht. Uns war diese Tatsache nur angenehm, schien es doch höchst vorteilhaft, wenn „der Alte" beim Exerzierdienst nicht so genau zusah und unser Leutnant keine Möglichkeit zu temperamentvollen „Einlagen" hatte.

Hand in Hand mit unserer soldatischen Erziehung ging unsere militärische Ausbildung, die mich endlich den Waffen näherbrachte. Meine Begeisterung wurde oft auf eine harte Probe gestellt. Als ich den Gebrauch der Waffen erlernen wollte, hatte ich noch nicht daran gedacht, daß man mit einem Gewehr auch Freiübungen machen kann. Auch der Begriff einer „appellfähigen" Waffe war mir damals noch unbekannt. Der Schießdienst, der uns zeigte, daß es beim Militär auch Tage ohne „Druck und Feuer" gab, entschädigte mich wieder für die Gefahren, die mir bei Fußdienst und Appell gedroht hatten.

Nach achtwöchiger Ausbildung, während der wir mit allem bekanntgemacht wurden, was die Reichswehr und die preußischen Polizeischulen vom eisernen Bestand einer Rekrutenausbildung

der Gegenwart überliefert hatten (und das war eine tüchtige Portion), nahte die Besichtigung, die unsere Rekrutenzeit abschließen sollte. Der Major kam, der uns damals höher erschien als alten Soldaten ein General. Sein erstes Wort noch vor der Begrüßung war ein Tadel, der uns allerdings Mut und Ansporn für den ganzen Tag gab. Er rief nämlich, während er die Front entlangschritt: „Da stimmt der Vordermann nicht! Da wieder nicht! Dolle Schweinerei! Die Rekruten haben sich besser ausgerichtet als die Unteroffiziere!"

Die Besichtigung wurde bestanden, nach den Schlußworten unseres Kommandeurs gut bestanden, es gab ein „Dienstfrei" und eine Woche später den Weihnachtsurlaub, der mit Rücksicht auf unsere „Notunterkunft" auf 12 Tage festgesetzt wurde und der unser erster Urlaub überhaupt war. — — —

Unsere Kompanie bestand aus vier verschiedenen Zügen, auf die wir nach Weihnachten verteilt werden sollten. Wie jeder von uns hatte ich meine geheimen Wünsche bezüglich dieser kommenden Zuteilung und rechnete sicher mit ihrer Erfüllung. Doch es kam anders: man steckte mich in den Pionierzug, zu dessen Dienst ich die wenigste Lust hatte.

Ich fragte den Rekrutenfeldwebel um Rat, doch war von ihm nur ein „Unmöglich" zu erfahren, als ich die Bitte aussprach, in einen anderen Zug versetzt zu werden. Da führte mich der Zufall eines Tages zu unserem Leutnant.

„Warum wollen Sie nicht im Pionierzug bleiben?“ fragte er mich scharf, nachdem ich meinen Wunsch vorgetragen hatte.

„Ich fühle mich dort zu wenig Soldat“, antwortete ich. „Ich möchte lieber eine Waffe bedienen lernen, ein Geschütz oder ein Maschinengewehr, als bauen, graben und nächtlicherweile stacheldrahtziehen.“

Meine Gründe hatten seine Schärfe entwaffnet; zwar blieb er ablehnend, aber in seiner Stimme lag mehr Belehrung und Überredung als Zurechtweisung:

„Sie sind sehr im Irrtum, wenn Sie glauben, der Pionierdienst sei langweilig oder nicht soldatisch genug. Die Pionierwaffe ist eine Waffe wie jede andere, und der Weltkrieg hat gezeigt, daß sie stolz auf ihre Leistungen sein darf.“

Ich wiederholte nur meine Gründe, die es mir erstrebenswerter erscheinen ließen, nicht mehr Pionier zu bleiben.

„Ich bin selbst auch kein Pionier“, fuhr der Leutnant wieder fort, „und ich verstehe Ihre Argumente schon. Aber bedenken Sie, Sie sind Soldat! Und da haben Sie Ihren Dienst dort zu tun, wo man Sie hinstellt. Wenn Sie Ihre vorgesetzte Dienststelle dem Pi-Zug zugeteilt hat, dann haben Sie sich damit abzufinden.“ Und ich war entlassen.

Einige Tage danach erfolgten innerhalb der Züge unserer Kompanie einige Verschiebungen, und plötzlich wurde dabei im IG.-Zug ein Platz frei. Meine Freude war groß, als ich unversehens

dorthin versetzt wurde. Endlich war mein Wunsch in Erfüllung gegangen.

Ich meldete mich bei Feldwebel Massow zum Dienst. Ein wohlwollendes Grunzen antwortete mir, dann begrüßte mich der Feldwebel:

„Das merken Sie sich mal gleich: bei uns herrscht ein anderer Wind wie im Pi-Zug. Hier müssen Sie sich ordentlich zusammennehmen, wenn Sie nicht unter die Räder kommen wollen."

Plötzlich deutete er auf einen mir unscheinbar erschienenen Fettfleck an meinem Rock:

„Mit so einem beschmierten Anzug kommen Sie mir nicht noch mal unter die Augen."

Und seine mächtige Stimme dröhnte in der kleinen Stube 173, der er mich zugewiesen hatte.

Ich besah mir meine Kameraden: nur zur Hälfte waren es Kameraden meines Jahrgangs. Die übrigen waren ein halbes Jahr älter, fast durchweg Pommern, die bei der Landespolizei eingetreten und vor kurzem zur Wehrmacht überführt waren. Sie bildeten den größten Gegensatz zu uns, die wir meistens aus Berlin stammten: Landbewohner oder Kleinstädter, verschlossen, mürrisch, einige eigenbrötlerisch, andere polternd und rauhbeinig, aber alle stolz auf die sechs Monate, die sie älter waren als wir. Wir waren zu Anfang wenig erfreut über sie, die lieber unsere Vorgesetzten als unsere Kameraden sein wollten. Erst als wir einige Wochen gemeinsamen Dienstes hinter uns hatten, lernten wir ihre vielfache Überlegenheit in den großen und kleinen Wichtigkeiten des Dienstes schätzen und erkann-

ten in ihnen gute Soldaten und ausgezeichnete Kameraden. Clausen, der bei geringer Eignung zum Soldaten eine scharfe Beobachtungsgabe besaß, drückte das mal so aus:

„Sieh dir diese Pommern an! Das sind wirkliche Soldaten, was wir nie erreichen werden. Sie schimpfen den ganzen Tag wie die Rohrspatzen; aber wenn der Feldwebel ihnen einen Befehl gibt, kann er sich darauf verlassen, daß er ausgeführt wird. „Wir", setzte er dann hinzu, „wir vergessen ja doch die Hälfte."

Die Stube 173, der ich also zugeteilt war, gab an Enge der Stube 109 nichts nach. Sie beherbergte aber nur 13 Mann, die verstanden, es sich gemütlich zu machen. Nach Zapfenstreich begann es hier noch einmal lebendig zu werden. Jeder beschäftigte sich für sich: einer rauchte verbotenerweise noch eine Zigarette im Bett; ein anderer schrieb Briefe; ein dritter hatte Strafarbeiten anzufertigen; wieder einer mußte noch diese und jene Knöpfe annähen. Das unvergeßlichste Bild an solchen Abenden bot unzweifelhaft der schon erwähnte Kamerad Clausen. Sein Bett stand an einer Türnische, über der ein kleines Brett befestigt war, auf dem früher wohl eine Weckuhr gestanden haben mochte. Dieses Brettchen diente nun als Aschenbecher, während Clausen, aufgerichtet in seinem Bett sitzend, Briefschaften und Schreibmappen um sich herum, seine umfangreiche Korrespondenz erledigte. Zuweilen gab es auch nächtliche Geburtstagsfeiern hier, zu denen wir uns Bier in die Stube ge-

schmuggelt hatten und die mit einer Art Maskenfest abschlossen.

Doch hatte diese Zeit auch ihren sehr dienstlichen Teil, der einen breiten Raum einnahm und dessen einzige Abwechslung gelegentliche Alarmübungen waren. Es hieß, daß wir eines Tages „von oben" alarmiert werden könnten, was nun jeder der zwischen „oben" und uns stehenden Führer zum Anlaß eines Probealarms nahm. Wir machten dabei nähere Bekanntschaft mit dem Latrinengerücht. Es gab Leute, die ganz genau wußten, daß es diese Nacht „etwas geben würde", und es gab Leute, die, wenn sie so etwas erfuhren, sich darauf einrichteten. Ich wurde zu Anfang auch ein Opfer der „Parolen", die so überaus glaubwürdig und vertrauenerweckend an mich herankamen. Als ich aber einige Male in halbangezogenem Zustand im Bett liegend eine schlechte Nacht verbracht hatte, gab ich es auf, mich auf nur geahnte Dinge zu verlassen und nahm lieber etwas von der „Bierruhe" älterer Soldaten an.

Unser Dienst im IG.-Zug bestand in der Ausbildung am Geschütz als Richt- und Munitionsschütze und an den optischen Geräten als Entfernungsmesser und Richtkreismann. Es gab heiße Tage in jenem Januar, zumal man uns durch eifriges Geschützexerzieren vor den schädlichen Einflüssen der Kälte zu schützen verstand. Doch mußte auch vieles gelernt werden, wollte man in der kurzen, uns zur Verfügung stehenden Zeit mit der Waffe einigermaßen vertraut werden. Besondere Beschleunigung erfuhr unsere Spezialaus-



bildung dadurch, daß man beabsichtigte, bereits Mitte Februar das Bataillon zum ersten Male eine mehrtägige Übung machen zu lassen. Und tatsächlich: am Morgen des 12. Februar 1936 sammelte sich das K. 3 bei grimmigster Kälte zu seiner ersten geschlossenen Ausfahrt, die auch für unseren Jahrgang ein neuartiges Erlebnis wurde. Es ging über Angermünde und Schwedt nach Mecklenburg, wo wir den Wert von warmen Bürgerquartieren schätzen lernten und am dritten Tag die ersten manöverartigen Bilder zu sehen bekamen.

Einige Wochen nach der Mecklenburg-Fahrt wurde ich mit einigen Kameraden zu einem zehntägigen „Kradfahrschullehrgang" kommandiert, den ein Gefreiter leitete, da es unter den Unteroffizieren keine ausgebildeten Fahrlehrer gab. Kraftfahren war für mich ein völlig neues Gebiet, und ich stürzte mich mit Freude und Eifer auf die neue Betätigung. Leider war unseren Übungsfahrten selten ein gutes Ende beschieden: Wenn sich nicht gerade die Schrauben des Hinterrads lösten und verlorengingen, dann brach eine Achse. Einige Male gelang es mir auch, den Beiwagen der Lehrmaschine gegen eine im Wege stehende Mauer zu setzen, was die Stimmung unseres Fahrlehrers und damit auch die unsrige nicht gerade hob. Trotz aller widrigen Umstände aber bestand ich die Prüfung und war damit wenigstens „Führerscheininhaber" geworden. Zum ordentlichen Fahrer allerdings führte noch ein langer Leidensweg.

DIE SENNE

In jenen Wochen verstanden wir noch nicht, uns auf soldatische Art zu vergnügen. Im Dienst hatten wir zwar das „Zivile“ abgelegt, waren wir aber dienstfrei, so sehnten wir uns nach zivilen Zerstreuungen. Unser Kamerad Clausen kam diesem Verlangen dadurch entgegen, daß er sich in aller Stille ein Zimmer gemietet hatte und uns dorthin einlud. Hier saßen wir, sobald es unsere recht knappe Freizeit erlaubte, bei Kaffee und Kuchen beisammen, froh, der einem Bienenschwarm gleichenden Kaserne entronnen zu sein, und philosophierten über Krieg und Soldatentum oder träumten von vergangenen und zukünftigen Tagen.

Meistens fing die Unterhaltung mit einer Rechnung an:

„Jetzt ist März, bald kommt die Besichtigung; damit wird dieser Monat hingehen. Im April gibt's Osterurlaub; anschließend sollen wir zum Schießen fahren; wenn wir zurück sind, müssen wir erst Fahrzeugreinigen machen, dann allerdings — ja, dann kommt eine verflucht lange Zeit: Mai bis Juni. Ist der Juni aber erst geschafft, haben wir nur noch weniger als hundert Tage bis Schluß — außerdem rechne ich damit, daß sie uns schon ein paar Tage früher entlassen.“

„Die Hälfte haben wir aber leider noch nicht geschafft, wenn die mal erst vorbei wäre", warf Clausen ein. Ihm gegenüber saß Krieg und stopfte sich gerade eine Pfeife mit echt amerikanischem Krüll:

„Kinder, hört mit Eurer Rechnerei auf. Mir wird schlecht, wenn ich daran denke, daß dieser Laden noch sechs Monate dauern soll."

„Rede man nicht so große Töne", unterbrach ich ihn, „Du bist doch der erste, der im Oktober Frauchen die Heldentaten erzählt und dann sagt: Es war doch eine schöne Zeit."

„Wenn es nur erst so weit wäre", lachte er. „Dann wird geheiratet und ein Geschäft aufgemacht! Dann wird wieder gelebt . . . .", und mit genießerischem Schmunzeln blies er seinen Rauch ins Zimmer.

Wir nahmen die Vorgesetzten unter die Lupe. Und indem wir sie kritisierten und auf sie schimpften, täuschten wir uns über die Tatsache hinweg, daß wir uns trotz unserer kritischen Beobachtungsgabe und unserer zivilen Maßstäbe nicht eine Minute lang außerhalb des Rahmens stellen konnten, den sie uns gezogen hatten.

Aber auch Gedichte wurden dort gelesen und literarische Unterhaltungen geführt, zu denen besonders Clausen, der Belesenste von uns, Anregungen gab. Ganz merkwürdig schien es uns dann, wenn wir des Zapfenstreichs oder manchmal des Stubendienstes wegen unsere Zusammenkunft beenden mußten. Mit großer Geschwindigkeit eilten wir zur Kaserne zurück und vertauschten

die Bücher mit dem Stubenbesen und die Porzellankanne, in der uns die gütige Wirtin reichlichen und guten Kaffee vorgesetzt hatte, mit der Blechkanne und dem Mülleimer. Statt poetischer Verse murmelten wir alsbald die Stubenmeldung vor uns hin, die mit einemmal schwerer zu erlernen war als vorhin ein ganzes Gedicht von Rilke.

Auch am 16. März, dem Tage der Wehrmacht, saßen wir so in Clausens Bude zusammen. Wir hatten dienstfrei bekommen und feierten dieses Ereignis mit einem Berg von Sechserstücken und dicken Zigarren. Die geistreichen Gespräche ruhten; vielmehr waren wir dabei, einem Nichtraucher unter uns das Rauchen beizubringen, als plötzlich die Tür aufgerissen wird und ein Kamerad aufgeregt hereinstürzt:

„Ihr sitzt so ruhig hier? — Habt Ihr noch nicht gehört, was draußen los ist?“

„Was gibt's?“ rufen wir alle zugleich und springen hoch.

„Das Rheinland ist von deutschen Truppen besetzt; morgen sollen wir abdampfen, um dort einen neuen Standort zu erhalten. Alarmbereitschaft ist befohlen und alles aus der Stadt in die Kaserne zurückgeholt. Ihr müßt sofort nach Hause.“

Wir sind sprachlos. Dann beginnt ein wildes Fragen, Antworten, Gegenfragen und Reden, das gar nicht aufhören will. Wir denken nicht an eine sofortige Rückkehr zur Kaserne, sondern genießen noch einmal unter lebhafter Diskussion der neuen „Lage“ die Ruhe unserer Bude. Als wir

um Mitternacht nach Hause kommen, herrscht tolle Aufregung bei unseren Kameraden, die durch noch tollere Gerüchte der verschiedensten Art geschürt wird. Allerdings gibt es hier keine Diskussionen. Das elementare Gemüt dieser pommerschen Soldaten setzt die Erregung in Taten um. Mit Ausdauer und Leidenschaftlichkeit fechten sie stubenweise mit Wassereimern und Kaffeekannen gegeneinander, daß noch anderntags Betten und Fußböden die feuchten Spuren des nächtlichen Kampfes tragen. —

Am Morgen erhalten wir aus dem Munde unseres Oberfeldwebels die Nachricht, daß wir am nächsten Tage nach dem Senne-Lager auf unbestimmte Zeit verlegt werden. Sämtliche Sachen seien zu verpacken und abzugeben, nur die notwendigsten Gebrauchsgegenstände des täglichen Bedarfs dürften mitgenommen werden. Die Verlegung werde mit der Bahn vorgenommen, die einzelnen Vorbereitungen seien sofort von den Zugführern zu veranlassen.

Mit einem Schlage veränderte sich unser Leben. Das Planmäßige und Geregelte unserer Ausbildungszeit machte einer mehr behelfsmäßigen Ordnung Platz, die ständig vom Ungewissen umgeben blieb. Der Einzelne war plötzlich vielmehr sich selbst überlassen, zugleich aber wurde die Notwendigkeit seiner Zuverlässigkeit augenscheinlicher. War mir bisher meine soldatische Existenz oft wie ein unverbindlicher Ausflug erschienen, von dem ich nach Beendigung wieder in mein bisheriges Dasein zurückkehren konnte, so wurde mir schon jetzt eine tiefere Verbindlichkeit

meines Hierseins spürbar. Dieses Gefühl drang allerdings noch nicht ins Bewußtsein. Aber die hundertprozentige Inanspruchnahme durch ein unerwartetes, völlig fremd von außen eindringendes Geschick beeinflußte nachhaltiger als Gedanken es hätten tun können.

Und es gab sehr viel Arbeit in diesen Tagen; mußten doch nicht nur die Ausrüstungsstücke der Kameraden verpackt werden, viel schwieriger und zeitraubender war das Verladen der Kammern, der Geräte, der Ersatzteile für die Fahrzeuge und des unzähligen übrigen Materials, das gerade unsere Kompanie als die „schwere" in so reichlichem Maße besaß. Dabei bestand für so einen plötzlichen Aufbruch kaum eine genügende Erfahrung für unseren Truppenteil. Auch die Ausrüstung war noch nicht vollständig. So hatten wir damals weder Tornister noch Marschsäcke, sondern waren darauf angewiesen, unsere Sachen in Kisten, Kartons oder Koffern zu verstauen, für deren Unterbringung in unseren Fahrzeugen reichlich Raum zur Verfügung stand.

Der Abmarsch wurde einige Tage verschoben. Am Freitag erst verließen wir W. — — endgültig, wie wir glaubten. Bei herrlichstem Frühlingssonnenschein fuhren wir durch Berlin, das wir jubelnd begrüßten. Unsere Stimmung war ausgezeichnet. Erst als der Abend hereinbrach, senkte sich Müdigkeit und Abspannung in unsere Gemüter, und wir überließen uns, so gut es ging, dem Schlaf. —

Gegen 11 Uhr nachts erreichten wir den Bahnhof Sennelager. Verschlafen stecken wir die



Köpfe aus dem Fenster: In einiger Entfernung liegt ein dunkles Gebäude; riesige Kandelaber verbreiten ein dürftiges Licht auf dem Bahnsteig, auf dem schon Soldaten hin- und hersausen. Alles ist in Nebel und Dunst eingehüllt — wie es zuerst scheint, bis uns ein Landser von draußen zuruft:

„Ja, Kinder, Sand und Staub und wieder Sand,
Gott schuf im Zorn das Senneland . . . .“

Bevor wir W. verlassen hatten, war mir befohlen worden, während der kommenden Übungen Kradmelder mit Scherenfernrohr zu sein. Ich bekam eine Maschine, die schon längere Zeit in der Werkstatt gestanden hatte und zu unserer Abfahrt schnell fahrbereit gemacht wurde. Mit diesem Gefährt fuhr ich in jener Nacht in der Kolonne unserer Kompanie vom Bahnhof Sennelager zum Truppenübungsplatz, an dessen entlegenstem Ende das für uns bestimmte Barackenlager aufgeschlagen war. Es war zugleich meine erste Nachtfahrt, und ich leugne nicht, daß ich mit einigen Zweifeln an meiner Fahrkunst die Maschine bestieg.

Es ging jedoch gut, und wir erreichten bald das Staumühlenlager, in dem trotz der vorgerückten Stunde ein außerordentlicher Trubel herrschte. Uns trieb jetzt nur das eine Verlangen: Schlafen, schlafen! Die Verteilung der Betten ging sehr schnell vonstatten, und endlich um 3 Uhr sind wir so weit, daß wir zu Bett gehen können. Ich habe mich gerade hingelegt, als jemand meinen Arm faßt:

„He, Sie haben von 4 bis 6 Wache, der alte Posten wird Sie wecken! Verstanden?!“ —

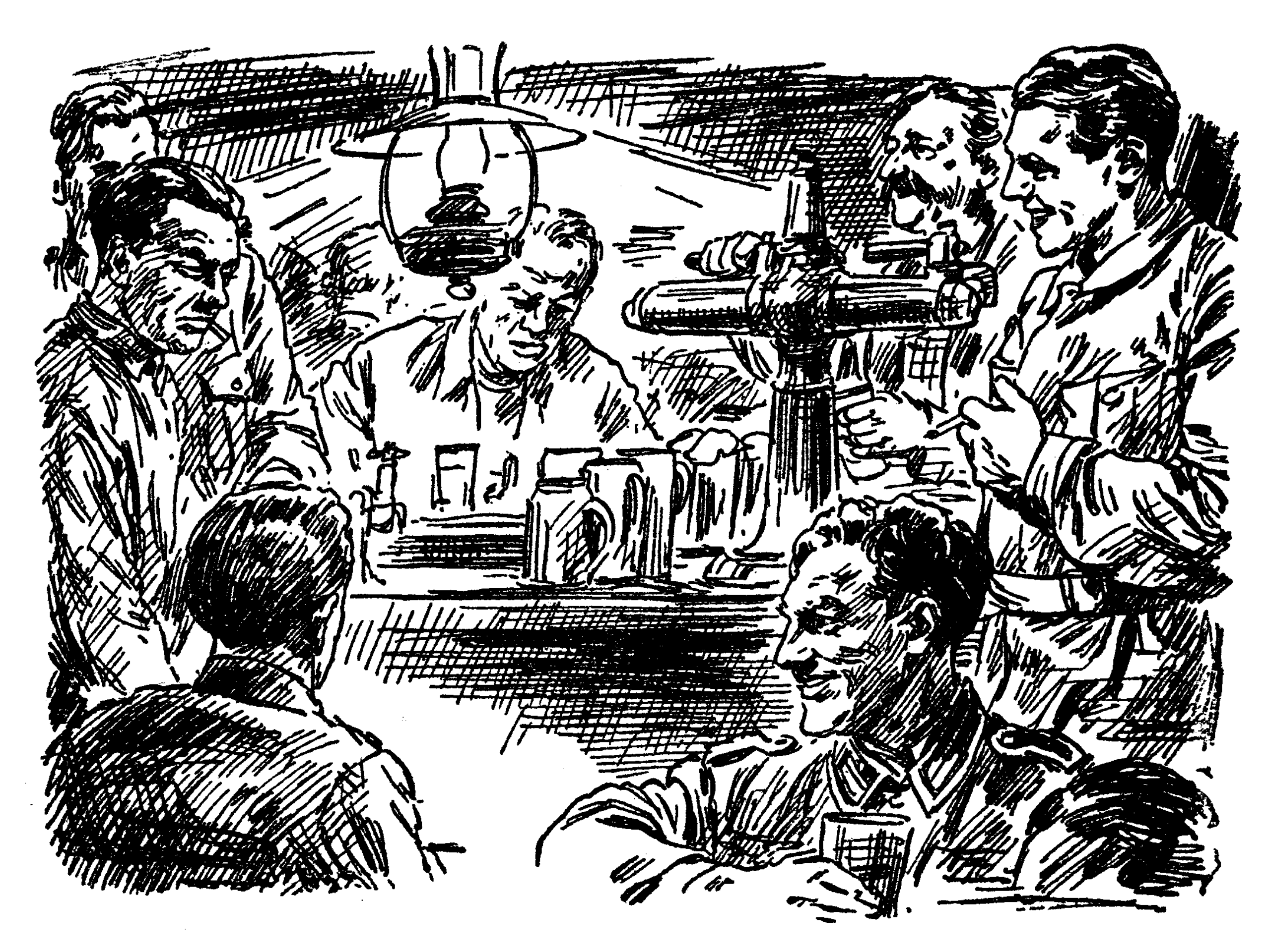
„Die politische Lage macht es notwendig“, hieß es bei der ersten Befehlsbekanntgabe im Sennelager, daß das Bataillon ständig in Alarmbereitschaft bleibt. Ein Verlassen des Lagers ist bis auf weiteres verboten. Zapfenstreich ist für Unteroffiziere und Mannschaften 22 Uhr. Urlaub

wird nicht gewährt. Es ist damit zu rechnen, daß wir in den nächsten Tagen zu anderen Plätzen verlegt werden."

Noch vor zwei Monaten hätte uns eine solche Mitteilung erregt. Jetzt hatten wir kaum mehr als ein Achselzucken, am meisten noch ein schadenfrohes Grinsen, daß unsere Unteroffiziere ebenfalls um 22 Uhr in der Falle sein mußten.

Nun, da es Tag war, konnte man erst das Lager richtig betrachten. Angelehnt an einen Waldrand war hier eine ziemlich ausgedehnte Barackenstadt aufgebaut, die jedoch gerade für die Unterbringung der Mannschaften ausreichte, während die Fahrzeuge und Geschütze in riesigen Zelten oder auch einfach im Freien standen. Dort, wo der Wald aufhörte, fing sofort der Sand, der berüchtigte Sennesand, an, gegen den wir als Stubendiensthabende, als Fahrer und als Marschierer einen erbitterten und meist aussichtslosen Kampf zu führen hatten. Die Wege waren, soweit sie durchs Lager führten, durch Steine und Schotter befestigt, außerhalb der Baracken erkannte man sie nur an den Spuren der Fahrzeuge, die sich mühevoll durch den Sand gequält hatten. Auch Kantinen gab es hier, die einen sehr schmackhaften Streußelkuchen verkauften. Am Abend machten sie einen recht abenteuerlichen Eindruck. Mit ihrer mangelhaften Beleuchtung, ihren rohen Holztischen, den verschieden gekleideten und in Gruppen und Grüppchen herumsitzenden Soldaten erinnerten sie mich an Goldgräberschenken.

Gleich am ersten Tage wurde ich zum Umladen der Munition kommandiert und bekam so Ge-



legenheit, den Platz und das Hauptlager genauer kennenzulernen. Es herrschte überall eine rege Tätigkeit, wie ich sie in diesem Umfange beim Militär noch nicht gesehen hatte. Ich hielt Auge und Ohr offen und gab mich ganz diesen ungewohnten militärischen Eindrücken hin.

Am Abend hatten wir noch eine Stunde dienstfrei, und ich machte mit einigen Kameraden einen Rundgang. Die Sonne war gerade untergegangen. Die Posten, die vor dem Lager bei den Geschützen Wache hielten, sahen wir als Silhouetten vor dem hellen Himmel. Daneben ragten große Zelte in die Höhe, deren Wände sich leicht im Abendhimmel bewegten. Es lag eine reizvolle Schönheit in diesem Anblick, der mich an die Abenteuergeschichten meiner Schulzeit erinnerte, als solche Bilder noch in unvorstellbarer Ferne lagen.

Ein Ruhetag wird uns noch gegönnt, an dem wir die Kammern, die Fahrzeuge, die Waffen und uns selbst in Ordnung zu bringen haben. Dann beginnen Übungen im Bataillons- und höherem Verbande, die uns weit in die Umgebung führen und schließlich stets wieder auf der „Senne“ enden. Dazwischen kommen Tage, die der Einzelausbildung in der Kompanie gewidmet sind. Wir lernen hier das Verhalten im großen Verbande, das Kolonnenfahren auf verstopften Straßen, das „Unterziehen“ in fliegergedeckte Räume. Jetzt ist eines vom anderen abhängig. Das Zusammenarbeiten der verschiedenen Waffen und Kompanien wird das Entscheidende. Obwohl man uns jeden Morgen etwas von der „Lage“ erzählt, achten wir nicht übermäßig darauf. Aber jeder spürt den Unterschied zwischen dem engen Exerzierplatz und dem weiten Gelände. Wenn wir gar plötzlich einigen rotbebänderten Stahlhelmen gegenüberstehen, erwacht in allen ein kriegerischer Geist und es beginnt ein wildes Knallen, das meist gar nicht mehr zu dem in der „Lage“ angegebenen „Munitionsverhältnis“ paßt.

Hier ereignen sich auch die Episoden, die noch jahrelang später den Stoff zu Anekdoten auf Stuben und in Kantinen abgeben. Eine von den vielen sei hier wiedergegeben:

Bei einer Übung lag der IG.-Zug hinter einer Anhöhe in Stellung, die B-Stelle etwas vorgeschoben in Sichtabstand von den Geschützen. Bevor der Zug zum Feuern gekommen war, hatten die Schützen des „bösen Feindes“ schon die Höhe umgangen und die Schiedsrichter hatten unsere

Geschützbedienungen außer Gefecht gesetzt, nicht aber die B-Stelle. Nach einiger Zeit nähern sich die Schützen selbst unserer Stellung. Feldwebel Massow — unser Zugführer, von bestem kriegerischen Geiste erfüllt, — riß dem neben ihm liegenden Melder das Gewehr aus der Hand und stürzte den Roten entgegen. Plötzlich trat er unglücklich und fiel der Länge nach hin, was einen so komischen Eindruck hervorrief, daß sich bei den Geschützen ein schallendes Gelächter erhob. Dem Feldwebel allerdings war gar nicht lächerlich zumute. Unter Fluchen richtete er sich auf, vergaß einen Augenblick den Krieger in sich und rief dem Geschützführer zu: „Schmidt, schreiben Sie auf, wer da gelacht hat." Dann stürzte er mit seinem Gewehr weiter. Tatsächlich mußte der Lacher, den der Unteroffizier befehlsgemäß feststellte, später eine Strafwache machen.

Für mich wurde bei den Übungen das Krad zum Schicksal. Im Fahren erlangte ich zwar schnell die nötige Sicherheit. Als ich aber eines Tages mit einer Reifenpanne liegenblieb und die Kompanie erbarmungslos an mir vorbeifuhr, entdeckte ich erst, in welch „herrenfahrermäßigen" Grenzen sich mein Können noch hielt. Nur mit Hilfe von Dorfbewohnern, die dann auch für mein leibliches Wohl sorgten, gelang es mir, wieder flott zu werden. Auf dem Rückweg stellten sich noch Motorschäden ein, und so kehrte ich an jenem Tage erst gegen Mitternacht in das Lager zurück.

Die nochmalige Verlegung unseres Bataillons unterblieb, und nach acht Tagen packten wir



unsere Koffer ganz aus und richteten uns in der Enge unserer Baracken ein. Die ausgedehnten Übungen nahmen ihren Fortgang und zeigten uns unsere Waffe in immer neuen Situationen. Wir von den Infantriegeschützen sahen allerdings nur wenig vom großen „Krieg“. Häufiger als die anderen lagen wir fliegergedeckt in „Lauerstellung“ und erwarteten unseren Einsatz. Wir waren dabei weit auseinandergezogen; die Fahrzeuge wurden dicht an die Bäume gestellt und mit Zeltbahnen und Zweigen bedeckt. Da ich auf meiner Maschine keinen Beifahrer hatte, lag ich gewöhnlich allein. Ich beobachtete dann das Kleintier, das zwischen den Erikabüschen und den Farngräsern herumkroch. Mir, dem Großstädter, war diese Welt fremd und neu, und es war stets von besonderem Reiz, ihr unvermittelt gegenüberzutreten. Oft starrte ich auch in den Himmel, wo die hellen Wolken phantastische Formen bildeten, bei deren Anblick es sich so gut träumen läßt. Erst der Ruf „An die Fahrzeuge!“ bringt mich in die Wirklichkeit zurück. Schnell muß ich die Gedanken beiseitewerfen, und ehe ich aufspringe und mein Krad antrete, ist es vorn schon lebendig. Sofort sitze ich auf und jage den Protz-Kws nach, querfeldein über die Heide —.

Eines Tages wird uns der Termin des Rückmarsches nach W. genannt. Die Latrinenparolen, die uns schon in eine rheinische Garnison verlegt hatten, zerrannen wieder ins Nichts. Wir waren über die Nachricht erfreut und hofften bereits auf den Osterurlaub, der sich nach „Schützen“-Ermessen an die Rückkehr anschließen mußte.

Die Gesamtstrecke war in zwei Tagesmärsche geteilt, deren erster bis in die Nähe Braunschweigs führte, wo wir reiche Bürgerquartiere beziehen konnten. Am zweiten Tage brachen wir in aller Herrgottsfrühe auf. Schon kurz nach Marschbeginn stellte sich bei meiner Maschine eine Panne ein, und ich verlor den Zusammenhang mit der Kolonne. Ich war trotzdem nicht verlassen. Hinter dem Bataillon lag eine große Anzahl von Krädern, die wegen irgendwelcher Schäden — einige vielleicht auch ohne sie — stehengeblieben waren und nun allein hinterdreinfuhren. Ich brachte mein Fahrzeug in Ordnung und fuhr gemächlich weiter, ohne bestrebt zu sein, den Anschluß schnellstens zu erreichen. Bald fand ich einen Kameraden meiner Kompanie, und wir verabredeten, zusammenzubleiben. Nun wechselten sich unsere Maschinen mit ihren Störungen ab, und der Abstand zwischen uns und dem Bataillon wuchs immer mehr. Es lagen bereits fremde Truppenteile vor uns, meist Artilleriekolonnen, die zu überholen ein zeitraubendes Vergnügen war. Zunächst störte uns die Verlassenheit keineswegs, und wir fanden es sehr viel besser und schöner, allein über die Landstraße zu jagen, so schnell es uns paßte, als in der Kolonne auf Fahrdisziplin zu achten. Erst als unser Kraftstoff zur Neige ging, sahen wir die Schattenseiten unserer Selbständigkeit. Wir mußten unser Geld zusammenlegen, um „privat“ tanken zu können, bis wir endlich eine Kaserne erreichten, bei der wir soviel Benzin aufnahmen, wie wir nur irgend fassen konnten.

Biesentahl lag bereits hinter mir. Meinen Kameraden hatte ich unterwegs verloren und fuhr nun hinter einem Lkw. der 1. Kompanie her, der ebenfalls nach W. wollte. Wir hatten einen kürzeren Weg gewählt, als ihn das Bataillon genommen hatte, und ich sah im Geiste schon die Kaserneneinfahrt vor mir. Da geht uns beiden plötzlich zur gleichen Zeit der „Sprit" aus. Wir stehen vor einem Dorfe, dessen Häuser wir in der beginnenden Dunkelheit gerade noch erkennen können. Die Unteroffiziere, die den Lkw. führten, sind ausgestiegen und befehlen mir, auf die Fahrzeuge zu achten. Sie gehen ins Dorf, um bei ihrer Kompanie nach einem Tankwagen zu telephonieren, wie sie sagen.

Ich hole mein Krad nach vorn, stelle es in das Licht des Wagens und setze mich ins Führerhaus. Eine leichte Kühle war schon von den Feldern gekommen, und ich suche die Wärme des Motors. Ich bin hundemüde, und immer wieder fallen mir die Augen zu. Doch ich will die Maschine nicht aus den Augen lassen und zwinge mich zum Wachsein.

So sitze ich lange und starre hinaus auf die Straße, die jetzt nur soweit zu sehen ist, wie der Lichtstrahl des Wagens reicht. Eine lange Kolonne von Krädern jagt mit einemmal an mir vorbei. Ganz plötzlich war das grelle Licht ihrer Scheinwerfer neben mir aufgetaucht, wieder verschwunden und hatte mich in der Dunkelheit zurückgelassen. Dann flammt in der Ferne ein kleines Licht auf, das allmählich größer wird: dort scheint ein einzelnes Fahrzeug heranzukommen.

Das Licht wächst sehr schnell — schon blendet mich der Scheinwerfer etwas, ich kann aber noch deutlich erkennen, daß der Fahrer genau auf mein Krad zu hält. Jetzt ist er ganz nahe, jeden Augenblick muß er mit ihm zusammenstoßen. Ich spüre ein Angstgefühl und möchte ihm zurufen, ihm winken. Aber ich bin wie gelähmt . . . und da! Ein Chaos von Scheinwerfern und Lichtern tanzt vor meinen Augen. Ein jäher Schrecken zuckt mir durch die Glieder, ich stoße mit dem Kopf an die Rückwand meines Sitzes und reiße die Augen auf. Um mich ist Nacht, nur die Lichtkegel des Lkw. dringen in die Finsternis, und unberührt steht mein Krad vor mir, wie ich es verlassen hatte. Ich habe geträumt.

Noch zwei bis drei Stunden muß ich so warten, ehe die Unteroffiziere aus dem Dorfe zurückkommen und der Tankwagen aus Wriezen das ersehnte Benzin bringt. Als wir um Mitternacht in die Kaserne einfahren, schläft schon alles. Die Kameraden haben mir wenigstens mein Bett bezogen. Ich danke ihnen im stillen dafür, rolle mich in die Decken und bin sofort eingeschlafen.

Aus dem Osterurlaub, auf den wir alle so bestimmt gehofft hatten, wurde nichts. Nur die Hälfte durfte fahren; gerade wir Berliner mußten in W. bleiben und Fahrzeuge reinigen. Es war verständlich, daß unsere Stimmung unter den Nullpunkt sank, als wir uns, statt in Berlin „bei Muttern" unter einem „Horch-Kübel" am Getriebekasten wiederfanden. Aber dem Soldaten ist keine Widerrede, kein Murren gegen einen Befehl erlaubt; marschiert er in Reih' und Glied,

darf er seine Gemütsstimmung durch kein Wort zum Ausdruck bringen. Nur eines darf er: singen. Ja, er darf es nicht nur, er muß es oft. Und so legt er denn seine ganze Sehnsucht, seine Traurigkeit, seine Freude und seinen Humor in ein Soldatenlied. Hier kann er sich von allem Ärger „losbrüllen", und hier kann er auch manches aussprechen, was er sonst im Dienst nicht sagen dürfte. Und das hilft über vieles hinweg. Als wir am Ostersonnabend auf dem Marsch zu den Fahrzeugen das Kommando „Singen!" hören, beantworten wir es mit eisigem Schweigen.

„Zum Teufel nochmal!" fährt uns der Unteroffizier an, „wir werden gleich ein paar Hofrunden mit Einlagen machen, wenn ihr verfluchtes Volk nicht singen wollt!"

Da brüllt einer von uns: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!?"

Wir grinsen verstohlen. Der Unteroffizier lacht, und schon stimmen sie vorn das Lied an. Die Lage ist wieder gerettet und die Stimmung bedeutend gebessert. —

Die „Senne" war das größte Erlebnis unseres ersten Jahres. Gerade weil wir hier eine größere Notwendigkeit hinter unserem kleinen Schicksal spürten, gab uns dieses Erlebnis mehr an formenden soldatischen und kriegerischen Eindrücken, als es die planmäßige Ausbildung gekonnt hätte.

Jetzt brauchten wir nicht mehr zu verstummen, wenn die „alten Leute" vom Truppenübungsplatz erzählten; wir hatten nun schon selbst Erfahrun-

gen gesammelt, und wenn irgendwann von der Senne geredet wurde, dann warfen wir uns stolz in die Brust:

„Mensch, die Senne — — das war vielleicht ein Schlammassel! — Aber da sind wir eigentlich erst Soldaten geworden . . .“

Nur die Unteroffiziere und die ganz Alten durften das nicht hören.

„Ha“, hätten sie nur verächtlich gesagt, „ihr dummen Russengesichter! Da hättet ihr damals dabei sein sollen, in der Reichswehr — das waren noch andere Zeiten . . .“

ÜBER DIE UNIFORM

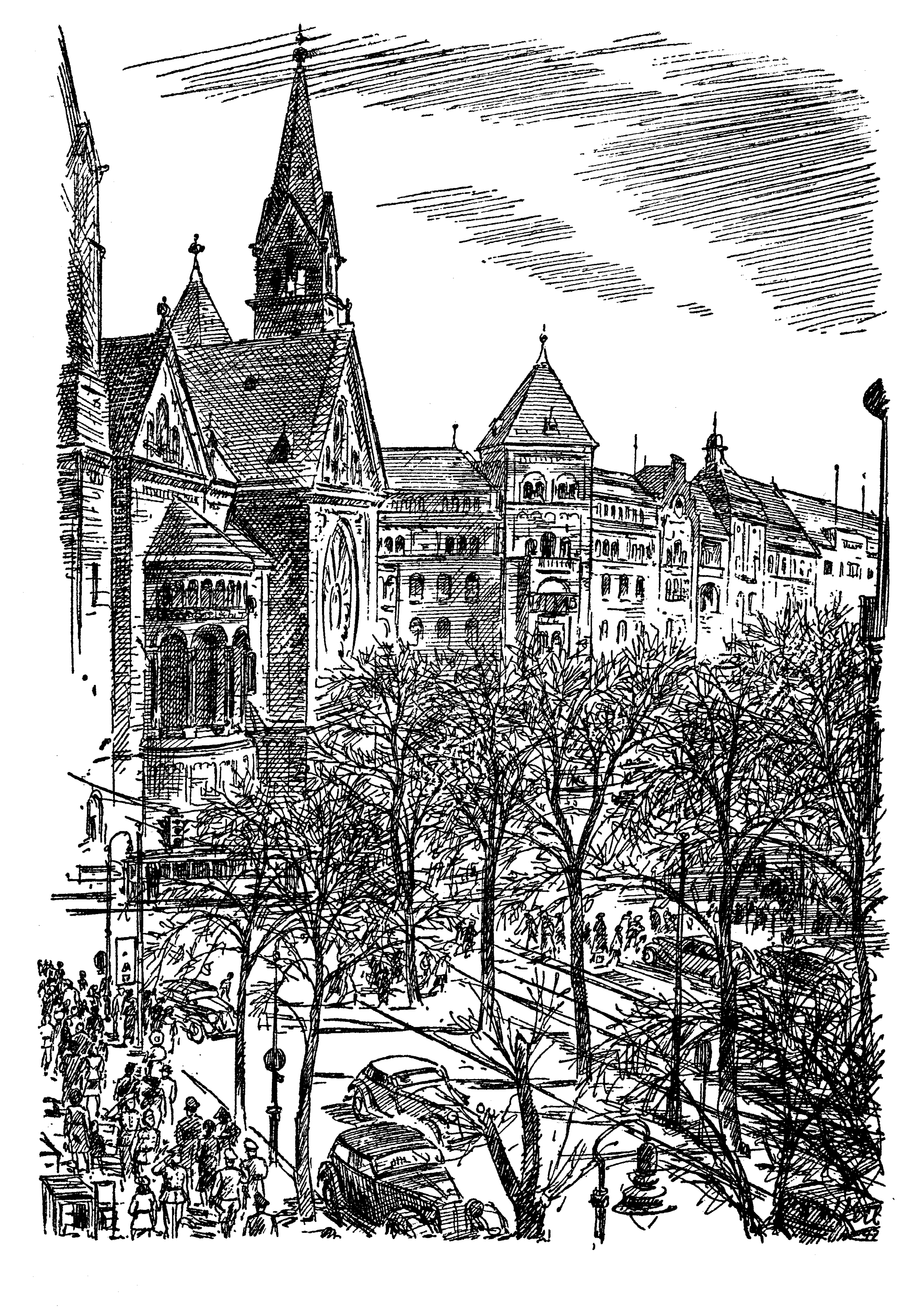
Am Stadtausgang von W. steht ein großes gelbes Schild mit weithin sichtbaren schwarzen Buchstaben. Wir standen oft davor und betrachteten es mit einem Gemisch von Freude und Sehnsucht; denn es war dort zu lesen, daß es nur 60 km bis Berlin seien. Freude empfanden wir, weil diese Worte ja bewiesen, daß Berlin noch da war und mit all seinem Leben und seinen Herrlichkeiten auf uns wartete. Die Sehnsucht kam dann hinzu, wenn wir gewahr wurden, mit welchen Schwierigkeiten dieser nur 60 lumpige Kilometer weite Weg gepflastert war: da gab es Appelle, bei denen man auffallen, „platzen" konnte, Spindrevisionen, Sonntagswachen, Kirchgang und andere Hindernisse. Hatte man aber wirklich Urlaub bekommen, dann fing man schon um 12 Uhr an, nach der Uhr zu sehen:

„Ob ich wohl den Zug 15.03 noch schaffe oder muß ich bis 17.45 warten?"

Wenn dann wirklich schon um 14.30 Dienstschluß war, hatte die ganze Stube zu tun, um ihren Urlauber innerhalb einer Viertelstunde aus dem dreckigen Drillichanzug in die Ausgehgarnitur zu bugsieren, seinen Koffer zu packen, ihm Ausweis und Urlaubsschein in die Taschen zu stecken und ihn dann im Marsch-Marsch zum Bahnhof zu schicken.

Und endlich steht man in Berlin, wahrhaftig, mitten in der großen Stadt! Der jagende Verkehr braust über den Fahrdamm, vom bunten Strom der Passanten wird man fortgerissen und kaum sieht man die hellerleuchteten Schaufenster oder hört die schreienden Zeitungsverkäufer, die mechanisch ihre Blätter ausrufen. Ich bin am Bahnhof Zoo ausgestiegen und befinde mich nun in der Joachimsthaler Straße, obwohl ich eigentlich längst in der U-Bahn sitzen wollte, um möglichst schnell zu Hause zu sein. Doch dieses pulsierende Leben ist heute zu neu für mich, zu anziehend, als daß ich mich losreißen könnte. Und ich schlendere weiter, den Blick auf die Häuser gerichtet, deren buntfarbige Leuchtreklamen mir auffallen. Ich sehe zuerst nur die Farben und die Lichtfiguren, mit denen findige Propagandisten die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen suchen; erst allmählich kommen mir die Aufschriften zu Bewußtsein, und ich lese die Reklameschilder, die Filmtitel, die Schauspielernamen. Den Himmel zu sehen, ist hier nicht möglich. Über den Häusern ist eine leere, reizlose Finsternis, die nur den Rahmen zu dem großstädtischen Gemälde setzt.

Ich bin ziellos weitergegangen. Der Menschenstrom hat mich zum Kurfürstendamm getragen, aus dessen Lokalen mannigfache Musik auf die Straße klingt. Lange bin ich nicht unter so vielen Zivilisten gewesen, und es ist auffällig für mich, wie gut sie alle gekleidet sind, wie modern und elegant sie aussehen. Ein Soldat geht an mir vorbei. Ich lächle stillvergnügt in mich hinein: auch



einer, dem es so geht wie mir! Er grüßt im Vorbeigehen und sieht mich groß an, da ich das Danken vergaß. Erst jetzt fällt mir wieder ein, daß ich Uniform trage. Schnell nehme ich den Koffer in die linke Hand, um besser grüßen zu können, und bummele weiter dem Tauentzien zu. Immer noch haben die Menschen mein Interesse, und ich mache mir Gedanken, wo sie wohl hingehen, was sie vorhaben, welchen Beruf sie tagsüber ausüben. Jeden möchte ich ansehen und sein Leben, sein Geschick ihm aus dem Gesicht lesen, und oft drehe ich mich um, wenn ein Gesicht oder eine Figur meine Phantasie besonders anregt. Plötzlich werde ich am Arm gepackt, ein Unteroffizier steht vor mir. Ich habe ihn nicht gesehen, beinahe hätte ich ihn umgerannt.

„Mach die Augen auf, du Hammel", fährt er mich an, „dazu hast du sie nämlich."

In seiner Stimme liegt ein gutmütiger Unterton, und ich wette, er lacht sich an der nächsten Straßenecke halbtot über mein erschrecktes Gesicht. Aber die Freude am Tauentzienbummel ist mir doch vergangen. Ich steige in die nächste Straßenbahn und fahre nach Hause.

Zwei Stunden später sitze ich in meinem besten Zivilanzug im Café. Ich bekomme zwar jedesmal einen Schreck, wenn eine graue Uniform zur Tür hereinkommt. Aber trotzdem macht es mir riesigen Spaß, gerade so hier zu sitzen. Außerdem ist Berlin groß und W. weit. Mit diesem Gedanken vertiefe ich mich in die Zeitung. Schließlich bringt mir der Kellner den ersehnten Kaffee, stellt einen Teller mit Kuchen auf den

Tisch, und ich mache mich ans Werk. Gelangweilt betrachte ich die übrigen Gäste, während ich mir die Torte schmecken lasse. Plötzlich entdecke ich ein bekanntes Gesicht, ein allzu bekanntes Gesicht: Unteroffizier Werner aus meiner Kompanie sitzt einige Tische entfernt bei einem Glas Bier. Ich beobachte, daß er mehrmals zu mir herüberblickt — er muß mich erkannt haben.

Ich überlege, was zu tun sei und erinnere mich an Erzählungen älterer Kameraden, die von ähnlichen Situationen berichtet hatten. Ich werde hingehen und ihn begrüßen, denke ich dann, ein paar Worte mit ihm wechseln und zum Schluß um Stillschweigen wegen meines verbotenen Ziviltragens bitten. Ich weiß, Werner ist der ruhigste Unteroffizier, der nie jemanden meldet, nie „schleift", uns nie anbrüllt, und doch ist er durch und durch Soldat. Und da scheint es mir unmöglich, mit einer Bitte um Schweigen zu ihm zu gehen. Ein Soldat läßt nicht mit sich reden. In aller Ruhe trinke ich meinen Kaffee aus, zahle und gehe, ohne Unteroffizier Werner weiter zu beachten.

Als ich am Sonntag wieder mit den Kameraden zusammen bin, erzähle ich auch das Erlebnis im Café.

„Wärst du doch hingegangen, hättest ihn begrüßt."

„Aber der meldet dich auch so nicht, der nicht!" sagen sie dann.

Am kommenden Mittag werde ich zum Leutnant gerufen, der in Abwesenheit des Hauptmanns die Kompanie führte:

„Sie waren gestern auf Urlaub?"

„Jawohl, Herr Leutnant!“

Ich ahne, daß ich gemeldet worden bin und plötzliche Wut gegen Unteroffizier Werner erfaßt mich.

„Welche Lokale haben Sie denn besucht?“ fragt der Leutnant in leicht überheblichem Ton weiter. Ich nenne die, die ich am Sonntag besucht hatte, um Zeit zu gewinnen; denn noch ist mir nicht klar, wie ich mich am besten verhalte. Ich weiß nur, daß ich nichts zugeben werde.

Da fragt der Leutnant ganz direkt:

„Und im Café ‚Trumpf‘ in Zivil sind Sie nicht gewesen?“

„Nein, Herr Leutnant!“ antworte ich trotzig.

Der Leutnant lächelt überlegen. Ihn reizt an dieser Unterhaltung nur die Möglichkeit, mich zu überführen und schließlich zu bestrafen. Er liest mir die Meldung vor, in der neben dem verbotenen Ziviltragen noch das Unterlassen des Grußes erwähnt wird. Mir ist jetzt klar, daß ein Leugnen unmöglich ist. Gerade weil Unteroffizier Werner, der anständigste Kerl der Kompanie, die Meldung geschrieben hat, muß ich den Trotz aufgeben. Erleichtert, ohne jeglichen Groll gegen Werner, gestehe ich:

„Ich habe soeben gelogen, Herr Leutnant! Die Meldung besteht zu Recht. Ich bin am Sonnabend in Zivil im Café ‚Trumpf‘ gewesen.“

Der Leutnant nimmt das Geständnis mit einem pfiffigen Lächeln zur Kenntnis, als wollte er sagen: Na ja, warum denn nicht gleich so. Er bestraft mich mit 2 Stunden Strafexerzieren und

8 Wochen Urlaubssperre und läßt mich einen Aufsatz schreiben über das Thema:

Warum muß der einjährigdienende Rekrut stets Uniform tragen?

Ich nahm meine Bestrafung als etwas Selbstverständliches hin. Ich wußte, daß ich gegen die Gesetze, unter denen ich hier stand, verstoßen hatte, und so war ich auch bereit, die Konsequenzen auf mich zu nehmen. Sehr angenehm war mir, daß ich strafexerzieren mußte. Wohl war dies äußerlich die härtere Strafe, aber sie war ehrenvoller als drei Tage „Kahn", wie wir sagten. In der Kompanie war ich mit einem Schlage „populär" geworden. Kameraden, mit denen ich nur selten zusammen war, erkundigten sich teilnahmsvoll; von allen Seiten bekam ich gute Ratschläge für den bevorstehenden „Gang". Nicht immer war es die beste Gesellschaft, denen ich erzählen mußte, wie es denn zu der Meldung gekommen war. Dann kamen die zwei Stunden „Strahl", die heißesten meiner zwei Jahre. Aber auch sie wurden überstanden . . . .

In meinem Aufsatz über die Uniform schrieb ich unter anderem:

„. . . . Es wäre irrig zu glauben, die militärische Uniform stelle nur eine zweckmäßige Berufskleidung dar. Vielmehr ist sie ein Ausdruck der Einheitlichkeit, der Dienstbereitschaft und der Disziplin einer soldatischen Gemeinschaft. Sie setzt ihre Träger von der Masse der Zivilisten ab und unterstützt jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, jenen Korpsgeist, der die modernen Heere von den Landsknechtshaufen des ausgehen-

den Mittelalters unterscheidet. In der Exklusivität, die sie schafft, läßt sie sich mit der Kutte der Mönche vergleichen, deren Orden in früheren Jahrhunderten ebenfalls einen soldatischen Charakter und eine kämpferische Aufgabe besaßen.

Da das Heer eine staatliche Einrichtung ist, ist der Heeresangehörige stets irgendwie eine öffentliche Person und die Uniform das äußere Zeichen dieser Öffentlichkeit. Sie läßt seinen Dienstgrad, seine Truppengattung und seinen Truppenteil erkennen und ordnet ihn damit in die Rangordnung des Heeres ein, auch wenn er sich in Urlaub befindet oder sich räumlich getrennt von seinem Regiment aufhält. In Uniform ist man stets „im Dienst“ und trägt gleichzeitig ein Stück militärischer Ordnung in die zivile Welt. So ist es auch natürlich, daß man in ihr dem Grußzwang unterworfen ist. Es widerspräche ihrem Charakter, wollte die Uniform „leger“ sein. Sie unterscheidet sich von der bürgerlichen Kleidung gerade durch ihre größere Straffheit. Wie die militärische Ordnung Massen in Zucht nimmt, hält die Uniform den einzelnen zusammen und zwingt ihn rein äußerlich zu einer soldatischen und disziplinierten Haltung . . .“

Ich habe jenem Unteroffizier wegen der Meldung, die er gegen mich geschrieben hatte, nie gegrollt. Als ich später selbst Unteroffizier wurde, sind wir gute Kameraden geworden. Aber ich habe auch niemals bereut, damals in Zivil ausgegangen zu sein.

DIE KASERNE

Wir sollten doch noch erfahren, daß die Wehrmacht ihren Soldaten bessere Quartiere zu geben vermochte, als es unsere „Taubstummenanstalt" war. Eines Tages wurde uns der 1. Juli als der Einzugstermin für den Freienwalder Neubau genannt. Da wir die letzten Wochen des Juni auf dem Truppenübungsplatz Zossen verbringen sollten, schieden wir schon Mitte des Monats aus unserer ersten Garnison. Wir verließen die Stadt am Oderbruch mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Jetzt im Sommer sah es hier freundlicher aus als damals im November, als wir hergekommen waren. Das Wäldchen zwischen Kasernenhof und Gebäude war dicht belaubt und die kleine Allee, die zum Platz führte, hatte ein so sommerliches und friedliches Aussehen, daß man die kriegerischen Sorgen bei ihrem Anblick vergessen konnte. Wie damals, als es zur Senne ging, packten wir unsere ganzen Habseligkeiten zusammen und verließen W., um diesmal nicht mehr zurückzukehren.

In F. erlebten wir in vielerlei Hinsicht eine soldatische „Neugeburt". Die luftigen und sonnigen Räume mit ihrem neuen, blitzenden Inventar belebten unsere Stimmung, und die Weiträumigkeit der neuen Anlage, die so ganz im Gegensatz zu der bisherigen Enge stand, berührte uns wohltuend. Nun besaßen wir endlich einen großen und

geräumigen Schrank, wie wir ihn bisher nur aus den Büchern kannten; nun brauchten wir nicht mehr Sorge zu haben, daß uns sein Inhalt entgegenfiel, wenn wir ihn öffneten. Auch ein gekachelter Brauseraum war hier vorhanden, in dem



man sich länger aufhalten konnte, als in W., wo wir gewöhnlich fünf Minuten zum Naßwerden, fünf Minuten zum Einseifen und fünf Minuten zum Abspülen zur Verfügung hatten. Wir waren alle des Lobes voll, als wir unser neues Heim besichtigt hatten. Nur einer machte eine Ausnahme: das war Bethke, ein Bürger der Stadt W., den das seltsame militärische Schicksal in seiner Vaterstadt hatte Soldat werden lassen. Er beteuerte

immer von neuem, wenn wir die Schönheit der Kaserne priesen:

„Bleibt mir weg mit allem Komfort! Zu Hause ist zu Hause!“

Doch die Kaserne ist nicht nur das Heim des Soldaten. Sie gehört auch zu seinen Erziehungsmitteln. Und das sollten wir bald gründlich erfahren.

Als Oberfeldwebeldiensttuer hatten wir damals einen Unteroffizier, der in der ganzen Kompanie seiner ungewöhnlichen „Zackigkeit“ wegen bekannt war. Er war klein und behende, hatte eine zugleich sportliche und soldatische Figur; sein Kommando war klar und scharf, seine Sprache vor der Front von jener militärischen Abgehacktheit und Kürze, die jede Rhetorik vermeidet und so charakteristisch für militärische Ansprachen ist. Er war einer der wenigen, die der militärischen Form eine gewisse Vollendung zu geben verstanden, was besonders in Erscheinung trat, wenn er die Kompanie einem Vorgesetzten meldete. In seinen Bewegungen lag eine Leichtigkeit, die das Korrekte und Vorbildliche seiner Haltung erst bemerkenswert machte und aus dem Durchschnittlichen heraushob. Übertroffen wurde er hierin nur von unserem Rekrutenleutnant, der mit größerer Überlegenheit in der Haltung zu kommandieren und zu melden verstand. Wenn er das Exerzieren durch das Kommando „Achtung!“ unterbrach, dem langsam herankommenden Hauptmann entgegenging, Haltung annahm, die Hand an die Mütze legte und seine Meldung erstattete, so lag in diesem Bild stets ein Schimmer des Glanzes

einer großen Parade. Dabei war er es durchaus, der diesen Eindruck hervorrief, der bei keinem der übrigen Offiziere entstand. Ein klares Kommando hatten beide. Die Kommandosprache des Unteroffiziers aber war scharf und in ihrer Wirkung suggestiv. Nur selten wurde sein Kommando mit einer schlappen Ausführung beantwortet. Der Leutnant erreichte nicht immer dieselbe Exaktheit. Und doch konnte er bereits in der Schärfe der Aussprache das ganze Geräusch eines gut ausgeführten Gewehrgriffes vorwegnehmen. Die Schwäche des Unteroffiziers war seine Nervosität, und durch sie geriet er oft in Gefahr, sich zu überschlagen. Der Leutnant besaß Temperament, aber selbst wenn es mit ihm durchging, behielt er das Formelle in der Hand.

Der „Schneid" dieses Unteroffiziers war uns allen so auffällig, weil er ganz im Gegensatz zu unserem eigentlichen „Spieß", dem Oberfeldwebel Janke, stand, dem im Äußerlichen alle die Eigenschaften fehlten, die seinen Stellvertreter auszeichneten. Die militärische Form wurde bei ihm zur Groteske und schließlich für uns junge Soldaten zur Sinnlosigkeit. Doch wußten wir wohl, daß diese groteske Sinnlosigkeit uns Annehmlichkeiten einbrachte, die wir sonst nicht zu erwarten hatten.

In jenem Juli also war dieser schneidige Unteroffizier unser Oberfeldwebeldiensttuer. Er hatte die Aufgabe, die Einrichtung der Kaserne zu leiten und faßte seinen Auftrag in doppeltem Sinne auf: einmal die Unterbringung der Kompanie und die Einteilung der Räume zu regeln und außerdem einen vorbildlichen „inneren Dienst-

betrieb“ zu schaffen und uns Rekruten damit den letzten militärischen Schliff zu geben.

So lernten wir nun nachträglich die peinliche Exaktheit im Antreten, im Stuben- und Flurdienst, in der Spindordnung, in zahlreichen Appellen, die wir bei unserer Rekruten-Ausbildung wegen der „Notunterkunft“ nur mangelhaft kennengelernt hatten. Hier gab es keine Koffer mehr unter den Betten; hier war der Fußboden nicht mehr abgetreten, die Waschbecken nicht mehr alt und farblos; hier gab es überhaupt keine Ausreden mehr. Alles war hier „picobello“ sauber und neu und hatte so die nächsten fünfzig Jahre zu bleiben. Es kamen Wochen, die zwar wegen der Urlaubszeit der Unteroffiziere wenig Außendienst brachten, dafür aber im Innendienst um so schärfer waren. Wohl gab es Stunden, die fast im Nichtstun dahingingen, so wenn wir in den Bodenräumen die Kalkflecken von Wänden und Türen abkratzten oder die Fenster mit Rasierklingen putzten; aber was für uns neu war, die Gewöhnung an die regelmäßige Exaktheit in den täglichen Verrichtungen, hielt uns stets in Unruhe und Bewegung.

Die ersten Wochen bereiteten uns daher reichliches Unbehagen, und wir begannen uns wieder daran zu erinnern, daß die bisherige Enge mehr Gemütlichkeit zugelassen hatte als die kalte, glatte und praktische Freienwalder Kaserne mit ihren schnurgeraden, sonnenhellen Korridoren, auf denen man sich nicht mehr „verdrücken“ konnte, mit ihren Steinfließen, die bei jedem Schritt ein Geräusch entstehen ließen, mit ihrer gellenden Klingel, die einen noch unbarmherziger

aus dem Schlaf riß als die Stimme des U. v. D. Doch die militärische Erziehung ist auf Gewöhnung gerichtet: die Ordnung des inneren Dienstes erfaßte uns bald so vollständig, wie uns einst die AVI in ihre Formen gezwungen hatte und wir uns heute wie selbstverständlich in ihnen bewegen.

Der Umzug nach Freienwalde bedeutete einen Abschluß in unserem Dienstjahr. Es begann jetzt so etwas wie der Endspurt, denn in drei Monaten sollten wir entlassen werden. Es war nur natürlich, daß wir begannen, das Fazit unseres Hierseins zu ziehen. In einem Brief schrieb ich damals ungefähr dies:

„. . . Wir werden hier alle zu einem äußerst aktiven Leben angehalten, und ich kann nicht sagen, daß es nicht auch ein großes Leben ist, von dem ich bisher nur aus Büchern erfahren hatte. Das betrachtende Element, das in mir so stark ist, wird hier zurückgedrängt, und ich werde geradezu gezwungen, meine „geistige Haltung" vor dieser Aktivität zu verteidigen und — zu rechtfertigen. Ich lege mir oft die Frage vor: welchen Wert hat das Reflektieren und die Buchweisheit gegenüber dieser Welt, wo es auf den blitzschnellen Zugriff, auf die augenblickliche Entscheidung und auf das entschlossene Handeln ankommt. Diese Spannung ist das stets wiederkehrende Thema meiner Unterhaltungen mit Clausen, von dem ich Dir ja schon öfter schrieb und der als einziger hier für solche Fragen aufgeschlossen ist . . . ."

DIE DIENSTZEIT WIRD VERLÄNGERT

Schon mehrere Male war das Gerücht von der zweijährigen Dienstzeit bei uns aufgetaucht und hatte zu leidenschaftlichen Diskussionen geführt. Immer aber war es leise und unbemerkt wieder verschwunden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Wir waren daher mißtrauisch und lachten höhnisch, als es sich plötzlich im August wieder vernehmen ließ. Diesmal hielt es sich länger und brachte auch Einzelheiten mit, so daß wir in unserer Ablehnung wankend und unsicher wurden. Schlimmer wurde es, als die Parole selbst die Vorgesetzten ergriff, die teils aus Schadenfreude, teils aus Ironie Anspielungen fallen ließen.

„Wie der Kerl wieder dasteht! Mensch, Sie werden nie Soldat werden! Welcher Jahrgang sind Sie denn eigentlich?“

„Jahrgang 1914, Herr Feldwebel.“

„Mein Gott, auch das noch . . .“

Aber auch diesmal verschwand das Gerücht wieder. Doch es ließ eine große Unruhe bei uns zurück, und wir hörten nicht auf, bei Gelegenheit die Schreibstubenbullen verstohlen zu fragen:

„Sag mal, das ist doch Quatsch mit dem zweiten Jahr . . . ? Oder habt Ihr schon was gehört?“

„Nee, nee, es ist noch nichts raus! Der ‚Alte‘ munkelt ja immer allerhand. Aber amtlich is et noch nicht, sonst müßten wir's ja wissen!“

So begannen die Vorbereitungen für die Herbstübungen, die wir in Döberitz erleben soll-

ten, und wir vergaßen fast völlig das beunruhigende Gerücht. Der 25. August war als Marschtag bestimmt worden. In aller Frühe wurden wir geweckt, die letzten Sachen wurden verpackt, die Fahrzeuge aus den Hallen gezogen, Geräte über den Hof geschleppt und die Affen verstaut. Es mußte sehr schnell gehen, und es blieb keine Zeit zu langen Erzählungen. Nur tropfenweise schnappten wir Nachrichten über eine wichtige Rede auf, die gestern im Rundfunk gehalten sein und uns irgendwie betreffen sollte. „Es wird doch nicht etwa . . .“ Dann kam schon der Oberfeldwebel und forderte die Meldung, der Leutnant erschien, und schließlich begrüßte uns der Hauptmann:

„Heil, Kameraden!“

„Heil, Herr Hauptmann!“

So wichtig kann das gestern abend nicht gewesen sein, denke ich jetzt, sonst hätte man uns schon etwas mitgeteilt. Und ich schiebe mir das kriegsmäßig behangene Koppel zurecht, um gleich mit vorgeschriebener Geschwindigkeit aufsitzen zu können.

Da ertönt plötzlich das Kommando:

„Kompanie in Linie vor den Fahrzeugen angetreten!“

Als ich an meinem Platz stehe, höre ich den Befehl des Hauptmanns: wir sollen zum Exerzierplatz geführt werden. Eine Kompanie steht dort bereits angetreten, die Offiziere in lebhafter Unterhaltung vor der Front. Wir sehen uns verwundert an. Da stimmt doch etwas nicht . . . .

Dann ist das Bataillon im offenen Viereck auf dem Kasernenhof angetreten. Alle Augen sind er-

wartungsvoll auf unseren Major, den „Griese“, wie wir ihn nennen, gerichtet, der uns in dürren, soldatischen Worten die Verlängerung der Dienstzeit für die Jahrgänge ab 1914 mitteilt.

„Es wird für manchen von Euch ein harter Schlag sein“, so ungefähr spricht er, „noch ein weiteres Jahr aus seinem Beruf gerissen zu sein. Aber der Führer verlangt dieses Opfer für das Vaterland von Euch, und ich bin sicher, daß ihn in dieser Stunde kein deutscher Soldat im Stich lassen wird . . . .“

Zehn Minuten später fahren wir zum Kasernentor hinaus. An der Straße stehen Zivilisten, viele Frauen und Mädchen, die uns jubelnd und rufend zuwinken. Ich schüttele nur den Kopf: Die jubeln? Ja, wissen sie denn nicht . . . ? Eben sah alles noch so klar und freundlich aus, und mit einem Male ist die Zukunft schwarz geworden.

Wir sind schon eine halbe Stunde gefahren, als ich mich zu meinem Nebenmann wende, der ebenfalls schweigend gesessen hat:

„Bist du auch Jahrgang 1914?“

„Ja, aber das ist es nicht, was mich so ärgert“, antwortet er.

„Du hattest schon Pläne . . . ?“ meinte ich.

„I bewahre“, ruft er dann, „aber ich bin am 3. Januar 1914 geboren. Stell dir das vor: dreimal 24 Stunden zu spät. Und da soll einen nicht die Wut packen.“

Ich mußte unwillkürlich lächeln. Da könnte ich als Maikind ja noch von Glück reden. Plötzlich stößt er mich in die Seite:

„Ist ja alles scheißegal“, sagt er, „jetzt können

wir wenigstens noch ein Jahr lang umsonst Auto fahren, das ist auch was wert. Und dann werden wir Gefreiter und kriegen einen Winkel. Was meinst du, was wir da für Chancen haben. Im übrigen will ich jetzt nichts mehr hören von dem Kram. Singen wir lieber eins, wie wir das früher immer gemacht haben."

Und er stimmt den Kehrreim an: Aber immer mit frischem, frohem Mut, zwei Jahr, ja Mut zwei Jahr . . . Der Gesang klingt zu Anfang recht schwach. Aber nach kurzer Zeit schon gröhlt der ganze Wagen ein saftiges Soldatenlied . . .

Wegen Überfüllung des Döberitzer Lagers war das Bataillon in Ortschaften der Umgebung des Übungsplatzes untergebracht, wobei unserer Kompanie das Dorf T. zugewiesen war. Wir hatten uns schon wochenlang auf die in Aussicht gestellten Bürgerquartiere gefreut und wurden nun bitter enttäuscht, als wir statt zu schönen weißen Federbetten zu Strohlagern geführt wurden, die statt in der Nähe freigebiger Bauernfamilien in der Umgebung der Ställe oder der ärmlichen Behausungen von Schweizern und Landarbeitern lagen. Mißmutig packten wir unsere Sachen aus, und unter Murren richteten wir unser Strohlager her. So trostlos und verbaut unser Bauernhof aussah, so düster und öde schien uns die Zukunft an jenem Abend. Bevor ich mich hinlegte, ging ich noch zum Dorfkrug, wo ich viele Kameraden fand, die ihren Kummer in Alkohol ertränkten. Ich kaufte eine Postkarte und schrieb einen Gruß nach Hause:

Es klingt wie eine Sage,
Nun sind's noch 4mal 100 Tage.

Wir fuhren nun wieder täglich zu Übungen aus, die sich im Gegensatz zu denen der Senne fast ausnahmslos auf dem Übungsplatz abspielten. Mit jedem Tag wechselte die „Lage“, heute griffen wir an, wo wir gestern verteidigt hatten, siegten an einem Tage, um am nächsten wieder besiegt zu werden. In bunter Folge lösten sich alle taktischen Möglichkeiten ab. Als Erlebnis boten uns diese Übungen nichts neues mehr, und es begann, sich unter uns eine gewisse Sturheit bemerkbar zu machen. Wir hörten ohne Spannung den Befehl zum „Angriff“, und wenn wir eingesetzt wurden, wickelten wir mit ähnlicher Gelassenheit und Selbstverständlichkeit unsere Tätigkeit am Geschütz ab, mit der der Großstädter die verkehrsreichsten Straßen überschreitet, die den Provinzler erschrecken und die er anstaunt. Dabei glaubte ich zu bemerken, daß wir für Einzelheiten aufgeschlossener wurden. Wir begannen über die Möglichkeit und den Einsatz der Panzer aus unserer Perspektive heraus zu diskutieren. Auch rief eine vorbeifahrende Artillerie-Kolonne bei uns, die wir im Bataillon spöttisch die „Zigeunerartilleristen“ genannt wurden, stets eine lebhafte Unterhaltung hervor.

Einmal lagen wir am linken Flügel der blauen Partei, deren Aufgabe es war, gegen einen mit Panzerkampfwagen angreifenden Gegner hinhaltend zu kämpfen. Unser Geschütz stand in gedeckter Feuerstellung; links von uns ragte ein Wald in die Höhe; vor uns der Hügel war kahl. Nach rechts vorwärts dehnte sich eine baumlose Ebene aus, die nach rückwärts wieder von einer

kleinen Anhöhe begrenzt war, an die sich unsere Verteidigungsstellung angelehnt hatte. Wir waren sehr zeitig ausgefahren, als es noch empfindlich kühl war. Bei jedem Halt hatten wir sehnsüchtig nach der Sonne Ausschau gehalten und uns von ihren ersten Strahlen wärmen lassen. Nachdem unsere Stellungen bezogen und die Geschütze eingerichtet waren, wurde Feuerpause befohlen. Das bedeutete, daß wir uns einige Schritte vom Geschütz entfernt ausstrecken durften und uns selbst überlassen blieben. Ich ärgerte mich, daß die Sonne hinter den Wolken verschwunden war. Doch es war wärmer geworden, und so schlief ich ein. Der „Kriegszustand" sollte erst um 11 Uhr beginnen, das waren noch 2—3 Stunden Schlaf, die wir gebrauchen konnten. Denn im Bürgerquartier brachte der U. v. D. nicht jeden um 10 Uhr zu Bett.

Aber schon bald spüre ich Wasser meinen Ärmel entlanglaufen. Ich schlage die Augen auf und blicke in einen nieselnden Regen. Schnell hole ich meine Zeltbahn und laufe zum Werfer, der mich jetzt gegen den Regen schützen soll. Ich lege mich mit dem Kopf unter Achse und Rohr, strecke den Körper längs der Lafette aus und decke mich mit der Zeltbahn zu. Ich wundere mich, wie sehr ich mit dem Boden und dem Wald, mit dem „Draußen" vertraut bin. Es gibt nichts Ungemütlicheres als diese Nässe, die durch die Kleidung dringt und bei der der Boden, auf dem ich liege, langsam aufweicht. Aber trotzdem gelingt es mir, auch diesem primitiven Lager noch eine gewisse Gemütlichkeit und Geborgenheit abzugewinnen: ich schlafe ein und schlafe lange Zeit fest . . .



Als ich erwache, ist es lebendig um uns geworden: Melder sausen umher, in einiger Entfernung haben sich MG's eingebaut. Wir bekommen unsere Befehle, setzen uns in Gefechtsbereitschaft und dann vernehmen wir das Signal, das den Beginn des „Kriegszustandes" verkündet.

Langsam schwillt der „Schlachtenlärm" an: zuerst hier und da einige MG, dann hämmern sie dauernd. Zwischendurch hört man Gewehrschüsse und ab und zu den leichten Knall einer Manöverkartusche der Pak oder der Geschütze. Wir selbst haben noch keinen Schuß abgegeben. Wir sitzen und lauschen und beginnen uns schon zu langweilen, bis es vor uns lebendig wird und die Spannung wieder wächst. Und dann kommen Panzerwagen über die Höhe gefahren: ein, zwei, fünf und dann immer mehr. So von unten sehen sie noch mächtiger aus, als wenn man neben ihnen steht. Aber trotzdem kann uns ihr Anblick nicht schrecken: wir wissen, wir sind ja im Manöver. Und ehe wir etwas tun können, stehen auch schon die Schiedsrichter mit ihren weißen Armbinden bei uns und erklären uns für „tot". Die Panzerwagen fahren derweil ratternd und schießend an uns vorbei, über Stumpf und Stiel gegen unsere Verteidigungslinie. Wir setzen den Stahlhelm ab und lassen uns die Sonne, die wieder durch die Wolken bricht, auf den Kopf scheinen.

„Na, der Krieg wäre für heute erledigt", sagt ein Kamerad neben mir und haut sich mit zufriedener Miene auf den Boden.

Unser Geschützführer, der Unteroffizier, ver-

folgt noch die Panzerkampfwagen mit dem Glas und scheint überhaupt den Verlauf der „Schlacht" zu beobachten. Nach einer Weile reicht er mir das Glas herüber:

„Wollen Sie mal durchsehen? Sieht prima aus, wie die Panzer durchs Gelände schaukeln."

Während ich beobachte, meint er wieder:

„Im Ernstfall würden wir jetzt nicht mehr so lustig hier stehen. Da ham'se uns mal wieder an der richtigen Stelle eingesetzt." Und es folgt eine längere Kritik des heutigen „Feldzuges".

Ich gebe ihm das Glas zurück, und er beobachtet von neuem. Dann sagt er:

„So ähnlich muß es in Wirklichkeit wohl auch aussehen: Panzer, MG.-Nester, vereinzelt springende Soldaten, hier und da eine Ecke eines getarnten Geschützes und Pulverdampf und Nebelschwaden und Dreckfontänen kommen noch hinzu. Eine richtige Schlacht möchte ich doch mal mitmachen — aber möglichst nicht als ‚Stoppelhopser', da sieht man ja nichts", fügt er lachend hinzu, als er das Glas wieder abnimmt.

Da kommt sein Kamerad, der Unteroffizier vom zweiten Geschütz, hinzu und stört die Unterhaltung:

„Mensch, Erich, dich schicken sie in 'nem bombensicheren Flugzeug als Berichterstatter in den nächsten Krieg."

Und dann lacht er aus vollem Halse.

„Jetzt laß dein Geschütz fahrbereit machen, damit wir weg können. Es wird doch gleich ‚Das Ganze — Halt!' geblasen." Und auch diese „Schlacht" endete an der Gulaschkanone. —

Als wir wieder in F. waren, begann das zweite Jahr, das wir in Döberitz fast vergessen hatten, langsam in unser Leben einzudringen.

„Alle, die jetzt zur Entlassung kommen, links raus!"

So etwas hörten wir nun alle paar Tage, und es gab uns jedesmal einen kleinen Stich, wenn wir die Kameraden vom Jahrgang 1913 an den linken Flügel laufen sahen. Aber unsere Stimmung hatte ihren Tiefpunkt schon lange überwunden, wofür nicht zuletzt die verschiedenen Manöverbälle in T. und ein Abschiedsfest in F. gesorgt hatten.

Uns beschäftigte jetzt schon etwas anderes: wir begannen das zweite Jahr bei den Hörnern zu packen und das Beste aus ihm herauszuholen. Zwei meiner Kameraden wurden zur Schreibstube versetzt, andere kamen zur Waffenmeisterei, zum Kasino, in die Werkstatt. Da hielt es mich nicht mehr länger an der „Front". Kurz entschlossen ging ich zum Rechnungsführer und wurde am 30. September ins Rechnungsbüro kommandiert.

Daß ich gerade an diesem Tage, dem Entlassungstage, dort Dienst zu machen hatte, traf sich sehr glücklich. Ich hatte alle Hände voll zu tun und konnte mich kaum von den scheidenden Kameraden verabschieden. Nur als der lange Zug der Reservisten in Zivilkleidung am Major vorbeimarschierte, sah ich aus dem Fenster und schaute ihnen noch nach, als sie zum Tor heraus waren. Dann setzte ich mich wieder an den Schreibtisch, um lange Zahlenreihen zu addieren. Aber ich mußte immer wieder von vorn beginnen, da die Gedanken beständig abschweiften . . . .

GEFREITER

Und dann waren wir plötzlich drin im zweiten Jahr! Es begann mit „Pauken und Trompeten", wenn man so sagen darf. Ehe wir des 1. Oktobers recht gewahr wurden, saßen wir schon im Kompanielehrsaal, wo der Hauptmann den Kompanieappell abhielt. Er hatte nie viel vom zweiten Jahr gesprochen, sondern hatte die Verlängerung immer mit einer Selbstverständlichkeit behandelt, die mich damals, als uns diese Nachricht wie ein Schlag traf, empört hatte. Er ging auch jetzt mit einer Handbewegung darüber hinweg und las dann die lange Liste der Beförderungen vor; dann kamen Neueinteilungen, Versetzungen, Kommandos und zur Krönung des Ganzen Urlaubsgewährung. Sein übliches, mit äußerster Schärfe ausgestoßenes „Weggetreten!" schloß diesen Kompanieappell ab, den ich als Gefreiter verlassen durfte.

Mit einem Schlage waren alle Reservisten vergessen, und der Urlaub und die Gefreitenwinkel wurden das Wichtigste des Tages. Ich hatte schon einige Wochen vorher für ein Spottgeld eine Extrauniform und eine Mütze gekauft, die ich nun zum ersten Male in Berlin zeigen konnte. Nicht schnell genug kam der Abend heran, wo wir stolz erhobenen Hauptes zum Bahnhof schritten.

Als ich zu Hause eintrat, herrschte helle Freude, daß man den Jungen wieder einmal daheim hatte. Aber weder die glänzende Uniform

noch der blitzende Winkel fielen in dieser ach so zivilen Welt auf, und da ich erst selbst auf die Veränderung aufmerksam machen mußte, wich die große Freude für einen Augenblick einem Gefühl der Enttäuschung. —

Daß das militärische Leben auch eine bürokratische Seite hat, lernte ich auf dem Rechnungsbüro ausgiebig kennen. Hier drehten sich die Begriffe vielfach um: Was draußen an der „Front“ Befehl und Tat war, wurde hier zum papiernen Akt und bekam erst dadurch, daß es in eine vorschriftsmäßige Buchform gekleidet wurde, für diese Welt seine letzte Gültigkeit. Hier schlich sich auf tausend seltsamen Wegen St. Bürokratius ins soldatische Leben und verweigerte diesem die Abendportion, weil er „noch nicht schriftlich gemeldet sei“, oder schimpfte über jene Versetzung, weil es dazu kein Schema gab. Auch die Menschen waren hier anders: glatter, gefälliger, gewandter und klüger, manchmal aber auch hinterhältiger und raffinierter. Außerdem saßen sie stets in der warmen Kaserne und arbeiteten. Sie rümpften daher sehr schnell die Nase über die anderen, die sich dauernd draußen herumtrieben, aber schließlich doch „nichts weiter zu tun hätten“.

Mir schien das alles gerade ein willkommener Ersatz für das zu sein, was ich noch ein weiteres Jahr entbehren mußte. Denn ich war in einem Anflug von Trotz zum Rechnungsbüro gegangen. Wenn ihr mich schon hierbehaltet, so rechnete ich, dann will ich mir das Leben auch so leicht machen wie möglich. Und da mein Zugfeldwebel, von dem bekannt war, daß er nur sehr ungern Leute

seines Zuges abgab, mehrere Wochen beurlaubt war, hoffte ich schon auf eine dauernde Kommandierung.

Da kam Feldwebel Massow aus dem Urlaub zurück. Ich war gerade allein auf dem Büro und konnte schon seinen schlürfenden Gang hören, dessen Geräusch ab und zu von dem Klappern des Säbels begleitet wurde. Dann ging die Tür auf, und er schob sich mit seiner mächtigen Gestalt herein. Er setzte die Mütze ab und lächelte nur so leicht, als er mich sah. Dann forderte er ein bestimmtes Formular, das er auszufüllen begann. Mit einem Mal redete er mich an. Er sprach fast stets mit großer Lässigkeit, auch seine Bewegungen waren so. Aber es war die Lässigkeit eines Riesen, der keine Veranlassung sieht, von seiner gewaltigen Kraft Gebrauch zu machen.

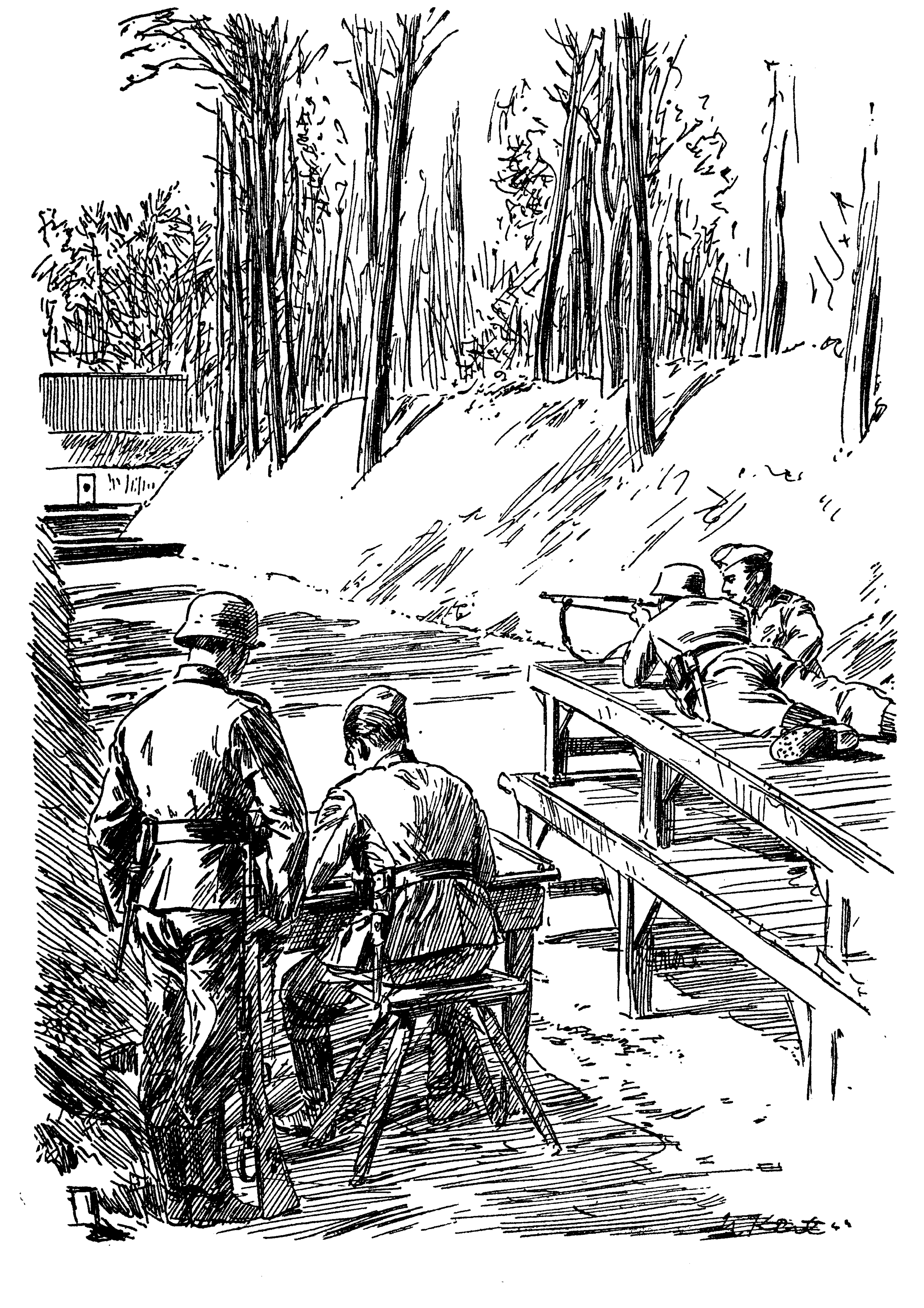
„Was meinen Sie wohl“, so fing er an, ohne von seinem Blatt aufzusehen, „wie lange Sie noch hier auf dem Rechnungsbüro bleiben?“

„Solange, bis der Hauptmann etwas anderes befiehlt, Herr Feldwebel!“ antwortete ich.

„Und was meinen Sie, wie schnell der Hauptmann etwas anderes befehlen wird?“

Damit schraubte er seinen Füllfederhalter zu, nahm sein Blatt, setzte die Mütze auf, drehte sich etwas schwerfällig um und ging hinaus.

Von jenem Tage an sank meine Vorliebe für das Rechnungsbüro, und ich begann mich zu erinnern, daß ich vor einem Jahr freiwillig hierhergekommen war, um das Soldatenleben kennenzulernen . . . .



Ein paar Tage später war ich wieder „an der Front“. Es war gerade die Zeit des Einschießens der Gewehre. Ich wurde zum Schießstand kommandiert, wo ich den Schreiber zu machen hatte und den Anschußschützen beim Aufbau des Standes helfen mußte. Es war alles in allem eine sehr ruhige und faule Zeit. Ich war stets gern auf unserem Schießstand. Er war mitten in den Freienwalder Forst hineingebaut. Ihn umgaben dicke, alte Buchenstämme, deren fallendes Laub die Hügel und Wege bedeckte. Das regnerische und feuchtkalte Wetter unterstützte das herbstliche Bild, das sich uns bot, und gab dem peitschenden Knallen der Schüsse eine herbe Untermalung. Wir waren nur wenige draußen: zwei oder drei Unteroffiziere und drei Gefreite, und so wich die soldatische Strenge der Kaserne bald einer größeren Kameradschaftlichkeit. Wir tauschten Zigaretten untereinander, sprachen von Tieren und Waffen oder erzählten Witze und Anekdoten. Meist wurde ein großer Holzstoß entzündet, an dessen Feuer wir uns wärmten. Es entstand dabei eine eigenartige Atmosphäre, und hätte ich nicht die Uniformen um mich gesehen, hätte ich glauben können, unter eine Schar von Jägern aus Polens unendlichen Wäldern geraten zu sein.

Jenem Aufstand des Zivilen gegen mein militärisches Schicksal, wie ich meinen Gang zum Rechnungsbüro bezeichnen möchte, folgte noch ein letzter. Ich beschloß mit einigen Kameraden, ein Zimmer in Freienwalde zu mieten, um wenigstens für die Freizeit der Kaserne entgehen zu

können. Der Plan zerschlug sich aus vielerlei Gründen, nicht zuletzt, weil der Wille zu solcher Absonderung nachließ. Dafür hatte der Gefreiten-Winkel doch eine zu starke Wirkung: er legte ganz sichtbar auf uns junge Soldaten ein gewisses Maß von Verantwortung. Wir waren nun nicht mehr nur Untergebene unserer Vorgesetzten; wir standen plötzlich als die „alten Leute“ vor jüngeren Kameraden. Und damit trat das Soldatsein so stark in unser Bewußtsein, daß wir es für den Augenblick auch sein wollten — mit allen Konsequenzen — und auch dann noch, wenn wir den Tag der Entlassung herbeisehnten. Das hatten wir diesem vermaledeiten zweiten Jahr zu verdanken, ohne das unsere Militärzeit ein Ausflug, ein Kursus, eine unverbindliche Episode hätte bleiben müssen.

DAS ZWEITE JAHR

Schnell war das zweite Jahr angelaufen, aber es behielt dieses Tempo nicht bei. Sehr bald kam die Zeit, wo die Tage und Wochen im Gleichmaß des Dienstes zu kriechen schienen. Aber sicherlich waren auch wir an diesem Eindruck nicht unbeteiligt. Auch in unserer Empfindung und unserer Aufnahmebereitschaft waren wir „alte Leute" geworden. Der Dienst hatte für uns nicht mehr den prägenden und formenden Einfluß, den er zu Anfang auf uns ausübte; er war uns zur Gewohnheit, zum Alltag geworden. Darin lag keineswegs etwas Besonderes, sondern es war die natürliche Folge unserer völligen Einbeziehung in die soldatische Lebensordnung. Aber so erklärt es sich, daß die Erinnerungen aus dem zweiten Jahr spärlicher sind als die aus dem ersten. Nur einige wenige Erlebnishöhepunkte ragen aus den Ereignissen heraus. Von diesen will ich hier berichten.

Die Wintermonate gehörten der Spezialausbildung am Infanteriegeschütz, die unser Feldwebel mit großem Eifer leitete. Wir waren nur wenige, 6 oder 7 Mann, wenn wir mit den optischen Geräten bepackt, der Schußtafel und dem Kartenwinkelmesser in der Tasche, in die verschneiten Höhen der Freienwalder Umgebung hinauszogen. An irgendeinem aussichtsreichen Punkt bauten wir unsere Instrumente auf, und dann zeigte uns der Feldwebel die notwendigen Meß- und Richtverfahren und gab uns das artille-

ristische Rüstzeug, das wir für unsere Waffe benötigten.

Feldwebel Massow war unermüdlich. Stets hatte er neue Einfälle, und täglich stellte er uns vor überraschende Situationen, an denen wir unser Können erproben mußten. Seine Sachkenntnis und seine große Liebe zur Waffe steckten uns an: auch wir wurden begeistert von unserer Tätigkeit. Wir ließen uns aber auch soviel von der Artillerie erzählen, von der unser Feldwebel sehr gern sprach, daß wir eine heimliche Sehnsucht zu dieser Waffe bekamen und bedauerten, in einer so ganz und gar infanteristischen Umgebung zu sein, wie es unser Bataillon nun einmal war.

Der Feldwebel war alles andere als ein guter Paradesoldat; seine Gestalt war zu massiv, seine Haltung zu schwerfällig. In seinem ganzen Wesen lag eine Betonung des Derben und Grobschlächtigen. Seine Schimpfworte flogen schwer und wuchtig wie Pflastersteine umher; seine Zornesausbrüche waren wie das tiefe Bellen eines Hundes. In der Kompanie war er nirgends beliebt. Wenn wir abends zusammensaßen und die Vorgesetzten Revue passieren ließen, kam der „Dicke", wie er allgemein genannt wurde, immer schlecht weg.

„Nicht tot möchte ich in Eurem Zug bei dem Feldwebel sein", meinten die Kameraden der anderen Züge.

„Ich mache immer einen großen Bogen, wenn ich ihn sehe, damit er mich nicht mal auffrißt."

Jeder hatte schon irgendeinen Zusammenstoß mit ihm gehabt, und jeder machte seinem Herzen

Luft, bis dann einer vom IG.-Zug dazwischenfuhr:

„Na, laßt man gut sein! Haben alle ihre Fehler. Aber mit dem ‚Dicken' kannste in den Krieg ziehen! Da könnt Ihr Euch mit all Euern Feldwebeln und Leutnants einsargen lassen!"

Darauf wußte dann keiner mehr was zu sagen.

Er liebte die Gewalttouren. Oft genug erzählte er von tagelangen Paddelfahrten auf stürmischen ostpreußischen Seen, von verwegenen Ski-Ausflügen im Riesengebirge, aus dem er stammte. Wir selbst konnten seine Ausdauer bewundern, wenn einer unserer Protz-Kws auf schlammigsten Feldwegen Reifenpanne bekam. Ratlos standen die Fahrer und selbst die Unteroffiziere davor und wußten nicht, wie sie die Wagen heben sollten. Dann war er es, der mit Brummen und Rippenstößen alles wegjagte und selbst zupackte, bis die Räder gewechselt waren.

Die Ausbildung wurde durch das Scharfschießen im Januar abgeschlossen. Am Geschütz waren die Rekruten eingeteilt, wir „alten Leute" sollten im Zugtrupp zeigen, was wir gelernt hatten. Es herrschte grimmige Kälte, als wir hinausfuhren, das Thermometer zeigte 11 Grad unter Null. Die Instrumente waren eingefroren. Erst als wir sie im Feuer erwärmt hatten, konnte man sie einigermaßen gebrauchen. Ich hatte den Befehl bekommen, die Stellung zu vermessen und die Schießgrundlagen herzustellen. Mir machte die Tätigkeit Spaß — wenn es nur nicht so elend kalt gewesen wäre. Aber schließlich waren wir keine Geometer: wo die Finger und die Geräte zu

steif waren, wurde Augenmaß und „Gefühl“ zu Hilfe genommen. So hatte ich schnell meine Zahlen beisammen, die Stellungen werden verpflockt, und das Schießen konnte beginnen.

Friedensmäßig fuhren die Geschütze in die Stellungen ein; die B.-Stelle wurde aufgebaut, und der Hauptmann gab das Kommando: Feuer frei! Als erster schoß unser Feldwebel. Ich rief ihm die nötigen Zahlen zu, und dann gab er das erste Feuerkommando.

Schnell drehe ich mich um: wenn man aufpaßt, kann man die Granate beim Verlassen des Rohres schattenhaft erkennen. Schon ist ihr Fauchen über unseren Köpfen, und ich sehe wieder nach vorn. Wo wird der Schuß liegen? Waren meine Berechnungen richtig? Da — ein dumpfer Knall — der Einschlag! Eine Rauchwolke fliegt hoch, wird vom Winde abgetrieben. Der Feldwebel gibt die Beobachtung:

„Fünf Strich rechts — weit!“

Mir rollt ein Stein vom Herzen: meine Vorarbeit hat gestimmt. Die geringe Seitenabweichung ist durchaus normal.

Inzwischen hat der Feldwebel das zweite Kommando gegeben. Er ist hier ganz in seinem Element. Er scheint gar nicht zu überlegen, er reagiert nur auf das, was er sieht. Kaum sitzt der Schuß, da hat er schon die Beobachtung ausgesprochen, und ehe der Schreiber sie notiert hat, kommt schon das nächste Kommando. Nur die Geschütze arbeiten ihm zu langsam, das macht ihn wild, und er brüllt die „Nachrichtenfritzen“ an, daß sie seine Befehle schneller weitergeben. Drei

Granaten sollen immer in der Luft sein, und er will dem Hauptmann gern zeigen, daß der Zug auch die erforderliche Schnelligkeit besitzt. Bei alledem läßt er sich keine Beobachtung entgehen — und er beobachtet phantastisch genau — jede Trefferaufnahme beweist es von neuem. Darin übertrifft ihn auch niemand, nicht die Unteroffiziere und nicht einmal der Leutnant.

Das Einschießen ist beendet. Drei Gruppen werden noch abgefeuert, und dann wird das erste Schießen abgebrochen.

Müde, hungrig und durchgefroren kommen wir am späten Abend nach Hause. Wir sind mächtig erbittert, ist heute doch Sonnabend, und ausgerechnet an diesem Tage das Schießen angesetzt. Aber selbst unser Hauptmann ist hier einsichtig: ausnahmsweise dürfen die Fahrzeuge dreckig in der Halle stehen bleiben, nur die Waffen müssen gereinigt werden — und dann ist Zapfenstreichverlängerung bis 3 Uhr. Da ist alle Müdigkeit vergessen. Gegen neun waren wir verschmutzt und im schlechtesten Anzug zum Kasernentor hereingefahren, aber schon um ½10 sehe ich von meinem Fenster aus die ersten Kameraden frisch und sauber in der Extrauniform der Stadt zueilen. Diese Schnelligkeit ist mir doch zu ungemütlich — aber in die Stadt will ich auch noch —.

Es war viele Monate später, als wir auf dem Truppenübungsplatz Bergen lagen. Zum Abschluß der dortigen Übungen war die Aufführung des

Großen Zapfenstreiches vorgesehen, und ich hatte mit mehreren Kameraden die Erlaubnis bekommen, mir ihn anzuhören. In Lkws. wurden wir von unserem entfernten Quartier zum Hauptlager gefahren, wo die Aufführung stattfand.

Als wir von unseren Fahrzeugen herunterkletterten, war es schon so dunkel, daß man die Umgebung nur undeutlich sehen konnte. Ich ging sogleich zu dem Feld, auf dem die Kapelle Aufstellung nehmen sollte und wo bereits eine große Anzahl Soldaten beisammenstanden. Eben kamen auch die ersten Offiziere in ihrem Wagen vorgefahren. Trotz des warmen Wetters trugen sie lange Capes, zum Teil hatten sie Mäntel angelegt. Was mir besonders auffiel, war die Gedämpftheit der Geräusche, die über dem Platz lag. Doch konnte ich mir ihre Ursache nicht erklären. Entweder nahm die Weite des Platzes oder die Finsternis der Nacht den Lärm in sich auf, den eine ungezwungene Ansammlung von Menschen erzeugt. Vielleicht hielt auch die Disziplin die Soldaten von unnötigem Lärmen ab und ließ sie ihre Stimmen dämpfen. Die Fackelträger nahmen Aufstellung und verbreiteten ein dürftiges und feierliches Licht. Dann begann die Kapelle zu spielen.

Sofort schlug mich die Musik in ihren Bann. Immer schon hatten mich die preußischen Märsche beeindruckt. Aber noch nie war der Eindruck so stark wie hier, wo ich zum erstenmal als Soldat unter Soldaten ihnen lauschen durfte. Ich mußte an die Zeit zurückdenken, als ich die erste Bekanntschaft mit ihnen gemacht hatte. Das war

damals, als der Fridericus-Film durch die Lichtspieltheater lief und dem Publikum von einer unvorstellbar großen und fernen Zeit berichtete. Bataillon auf Bataillon, Regiment auf Regiment marschierte unter den Klängen preußischer Märsche auf der Leinwand vorbei, während draußen im Alltag des damaligen Lebens sich nur eine gefesselte Wehrmacht zeigen durfte, deren Umfang der Gegner bestimmt hatte. Nur selten erklang in jener Zeit diese Musik, aus der mehr sprach als nur der Rhythmus einer marschierenden Kolonne, in der die Gewißheit des Sieges in seltener Unbekümmertheit und Selbstsicherheit zum Ausdruck kam.

Der große Zapfenstreich bringt den Abschluß. Marschmusik und Hymne wechseln ab, durchdringen sich und fließen in den Liedern der Nation zusammen. Ein Augenblick der Stille folgt. Es ist, als ob die Klänge noch in der Luft schweben, hoch über den Menschen. Dann verlöschen die Fackeln langsam. Das Gewimmel der Abfahrenden nimmt zu. Bald sitze auch ich wieder im Lkw. und lasse mich nach Hause fahren.

Ich war zum Unteroffizier befördert worden. Soeben hatte es mir der Spieß auf der Schreibstube mitgeteilt und befohlen, daß ich zur Parole die Tressen zu tragen hätte. Aufs Geratewohl lief ich in eine Korporalstube, um mir dort einen Tressenrock auszuleihen. Unteroffizier Wolf trank gerade seinen Kaffee und sah etwas erstaunt hoch, daß ich so unvermittelt in seine Stube trat.

Ich berichtete ihm von meiner Beförderung und trug meine Bitte vor. Schnell schluckte er den Bissen hinunter, den er gerade im Mund hatte und murmelte einen Glückwunsch. Dann stand er auf und streckte mir seine Rechte entgegen:

„Im Unteroff'zierkorps duzen wir uns! Ich heiße Hans." Und auf seinen Schrank deutend, fuhr er fort: „Such dir aus, was du haben willst."

Herzlich lachend schüttelte ich seine Hand und nannte auch meinen Vornamen. Es war seltsam: selbst die Verlesung meiner Beförderung vor der gesamten Kompanie war nicht mehr so feierlich wie dieser einfache Glückwunsch eines Kameraden.

Wir bemerkten kaum, daß unsere Dienstzeit zu Ende ging. Truppenübungsplatz — Wehrmachtsmanöver — Teilnahme am Erntedankfest am Bückeberg — das waren Ereignisse, die uns in Atem hielten. Daher kam auch keine Reservistenstimmung in diesem Jahre auf, wie damals, als die anderen gehen durften und wir bleiben mußten. Mit seltener Ausdauer hatten wir da die schmerzlich-sentimentale Melodie des Reserveliedes in die langen Septemberabende hinausgesungen. Diesmal hatten wir gar keine Zeit dazu, obwohl schon Oktober war. Ganz plötzlich hieß es eines Tages, daß die Sachen nun endgültig abzugeben seien.

Aber vorher hatten wir noch einmal einen Kompanieabend, ein richtiges Kantinenfest mit Soldatenliedern, einer Ansprache des Chefs und des Spieß' und viel Bier. Der Hauptmann hatte die Beförderung der Entlassenen vorgelesen, und

sobald der offizielle Teil abgeschlossen war, schleppten die Kameraden mich, der ich Feldwebel geworden war, zur Theke. Die alten Feldwebel holten besternte Schulterklappen, die sie bereitgehalten hatten, hervor und hefteten sie mir an. Dann wurde getrunken. Wir standen unweit des Ausschanks in Gruppen zu drei oder vier Mann zusammen, die Biergläser in der Hand, und schwadronierten von der nun zu Ende gehenden Dienstzeit. Auch Liebenow stand in meiner Nähe, mein erster Stubengefreiter, der nun schon lange Unteroffizier war. Als ich Zigaretten aus einer Schachtel herumreichte, entfiel mir versehentlich eine, die ich für mich selbst herausgenommen hatte. Sofort stürzte sich Liebenow in einer Geste äußerster Dienstbeflissenheit zu Boden, hob die Zigarette auf und überreichte sie mir, indem er Haltung annahm: „Darf ich Herrn Feldwebel diese Zigarette zurückgeben, die Herrn Feldwebel eben runtergefallen ist?“ Wir lachten beide, und zugleich fiel uns ein früheres Erlebnis ein.

Ich war noch blutjunger Rekrut. In den ersten Januartagen, wo der Dienstbetrieb noch von der Milde des Weihnachtsfestes überstrahlt war, hatten wir Waffenunterricht. Unteroffizier Liebenow liebte es, sich nach persönlichen Dingen zu erkundigen, bevor er eine Unterrichtsfrage beantworten ließ. Ob ich nicht Offizier werden wolle, hatte er mich gefragt. Ich überlegte kurz und gab dann eine sehr diplomatische Antwort, ohne mir im Augenblick die Wirkung zu überlegen oder mir über die Richtigkeit meiner Aus-

sage klar zu sein. Es wäre möglich, sagte ich, ich sei noch nicht entschlossen, vielleicht würde ich es tun, aber bis jetzt könne ich noch nichts Bestimmtes dazu sagen. Liebenow schien das erwartet zu haben; er lächelte, so, als ob ich ihm soeben eine lang gehegte Vermutung bestätigt hätte. Er redete mir eifrig zu. „Sie kommen schnell vorwärts“, meinte er, „und dann muß ich vielleicht schon in einem Jahr vor Ihnen stramm stehen.“ Die Kameraden lachten und Liebenow wurde wieder dienstlich. Seit dieser Zeit behandelte er mich mit sichtlichem Wohlwollen. Über den Grund bin ich mir nie klar geworden. Man erzählte in der Kompanie, er hätte früher selbst Polizeioffizier werden wollen. Er hätte aber Pech gehabt und wäre zurückgestellt worden, bis dann die Überführung zur Wehrmacht alle seine Hoffnungen zerstört hätte. Vielleicht übertrug er nun seine eigenen gescheiterten Hoffnungen auf mich. Manchmal hatte ich ihn auch im Verdacht, daß er sich mit mir als einem zukünftigen Offizier gut stellen wollte, indem er mich, ohne es sichtbar werden zu lassen, bevorzugte. Immerhin wäre eine solche Einstellung erstaunlich gewesen, da im allgemeinen bei unseren Unteroffizieren der entgegengesetzte Brauch herrschte. Jedenfalls war mir sein Wohlwollen wertvoll, da er einer der schärfsten Unteroffiziere bei uns war. Es äußerte sich allerdings so, daß ich es nur allein bemerken konnte. Ich hütete mich sehr, es auszunutzen und war immer bestrebt, es ihm durch besonderen Eifer und durch strenge Exaktheit zu vergelten. Dabei war ich bemüht, ihm zu zeigen, daß ich mir

seinetwegen solche Mühe gab und richtete es ebenfalls so, daß nur er es bemerken konnte. Ich tat das nicht nur, um seine Anständigkeit zu belohnen; ich befürchtete sehr, daß er mir plötzlich sein Wohlwollen entziehen könne, und für diesen Fall wollte ich mich von vornherein abhärten. Denn er war, wie gesagt, bei weitem der schärfste Unteroffizier und allgemein gefürchtet.

So blieb ich lange in seiner Gunst. Als ich dann nach meinem verbotenen Ziviltragen nachexerzieren mußte, wurde er zur Ausführung dieser Strafe befohlen. Ihn in dieser Stunde vor mir zu haben, war das Peinlichste meiner ganzen Bestrafung. Von da ab entzog er mir sein Wohlwollen. Nicht, daß er mich nun mit ausgesuchter Strenge verfolgte, aber er versagte mir auch die geringste Sonderstellung, die ich bisher genossen hatte und stopfte mich unerbittlich und scheinbar ohne mich zu bemerken, in die mittelmäßige Masse. Wieder war mir der Grund seiner Handlungsweise nicht klar; verachtete er mich als Soldat meiner Bestrafung wegen oder zweifelte er meine Eignung für den Offiziersberuf an und glaubte aus diesem Grunde, es nicht mehr nötig zu haben, mit mir gutzustehen? Als wir nach meiner Beförderung Kameraden wurden, war alles wie weggeblasen, und niemand erinnerte sich mehr an die früheren Vorgänge . . .

„Jetzt ist deine Prophezeiung in Erfüllung gegangen“, rief ich ihm zu, „und du mußt vor mir Männchen bauen!“ Wir tranken darauf, und jedem kamen die Ereignisse in der Perspektive, in

der er sie erlebt und gesehen hatte, wieder ins Gedächtnis.

In der Erinnerung verkleinert sich oft die Härte der Notwendigkeit und die Unerbittlichkeit der Entscheidung, die einst von uns verlangt wurden, in ihrem Umfang, und die Dinge erscheinen uns später, wenn der Schmerz oder die Freude nicht mehr gefühlt werden, leicht und zuletzt heiter. So war auch jetzt die Erinnerung die Quelle für Scherze und gegenseitige Foppereien, die die Kameraden, die ihren Spaß an uns haben wollten, unterstützten. Schließlich gingen die Erlebnisse in Gelächter und Bierrausch unter, um neuen Erzählungen Platz zu machen, die die Stimmung erhöhten und das Bewußtsein zu anderen Erlebnissen fortrissen. Lange standen wir noch, und zuletzt verlor das, was wir sprachen, den Zusammenhang, und der Ruf nach neuen Getränken und anderen Zigaretten wurde das einzige, was von unserer Unterhaltung noch ernst zu nehmen war. —

Am nächsten Morgen zogen wir gleich unsere eigenen Anzüge an. Und dann waren wir endlich wieder Zivilisten. Mit strahlendem Gesicht saßen wir in der Bahn und wußten vor Freude und Übermut kaum, was wir sagen sollten. Ich überlegte: War diese Fahrt eine Rückkehr zu einem altgewohnten Leben? Soeben hatten wir den grauen Rock ausgezogen — aber nur das Schlachtfeld sollte sich ändern. Wir mußten in demselben Geist an die Lösung der zivilen Aufgaben herangehen, die bald vor uns auftauchen würden, wenn

anders diese zwei Jahre nicht vergeblich gewesen wären.

Die helle Oktobersonne bereitete uns einen überaus freundlichen Empfang in Berlin. Sein Leben lachte uns an; es winkte uns zu. Ich war sicher, daß wir nun mit größerer Kraft und tieferer Lust darangehen konnten, es zu ergreifen.

Ende

